

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 20.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 18. October 1891. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/4 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Zum Fenster hinaus.

Eine hygienische Novelle von Heinrich Steinhausen.

(Fortsetzung.)

„Das filtrirte Wasser schmeckt so schal,“ setzte Erdmuthe hinzu.

„Als ob das in Betracht käme gegenüber der Gewissheit des Freiseins von organischen Substanzen,“ bemerkte ihr Gatte, fuhr aber mit kummervoller Miene fort: „Leider haben wir diese Gewissheit jetzt auch nicht mehr. Denn die neueste Forschung lehrt: alles Oberwasser ist verdächtig trotz vielfacher Sand-Filtration.“

„Alles was recht ist,“ erklärte nach dieser Auskunft der Löwenmähne, „da wird 'nem Menschen ja ganz unheimlich zu Muthe; denn ich muß Dir sagen, Freund, ich bin ein Hauptwasser-Trinker von jeher gewesen.“

„Wie meine Frau,“ bemerkte Peck im Tone des Bedauerns, „und ich kann auch Dir nur sagen: Vorsicht, August, Vorsicht!“

„Na, dann halt ich mich an Milch, das ist denn doch 'n unschuldiges Getränk!“ bezeugte Tunderberg mit

einem ermutigenden Blick auch auf die Mutter des Hauses und ihre Kinder.

Ohne Zweifel kann man im Allgemeinen von der Nennung dieses nährenden Getränkes eine Anregung zu beruhigenden Empfindungen erwarten. Doch diesmal war die Wirkung eine durchaus andere. Denn Peck rief erschrocken:

„Milch! Um's Himmels willen, Mensch: Du trinkst doch nicht Milch, wie man sie Dir vorsetzt.“

„Am liebsten!“ versicherte August Tunderberg, „und in Massachusetts nur frisch von der Kuh.“

„Und zweiunddreißig Procent aller Kühe,“ sagte Peck, — „die Statistik lehrt es, — giebt Milch mit Tuberkel-Bacillen, Milzbrand-Bacillen, Phtokokken!“

„Ah,“ rief der Gewohnheits-Milchtrinker und fuhr mit beiden Händen seinen Rock hinab, wie wenn er da greuliches Ungeziefer entfernen wollte, „das ist ja gräßlich, by Jove!“

„Wir trinken nur sterilisirte Milch!“ bemerkte Erdmuthe beruhigend.

„Die uns allerdings,“ setzte der Gatte hinzu, „vor Infection mit den genannten Krankheits-Erregern sichert, doch leider nicht vor ihren Zerfalls-Producten, welche die Wissenschaft Ptomäne nennt.“

Löwen sind ja Beispiele königlichen Muthes; dennoch, sagt man, jagt ihnen eine Maus Furcht ein. Es

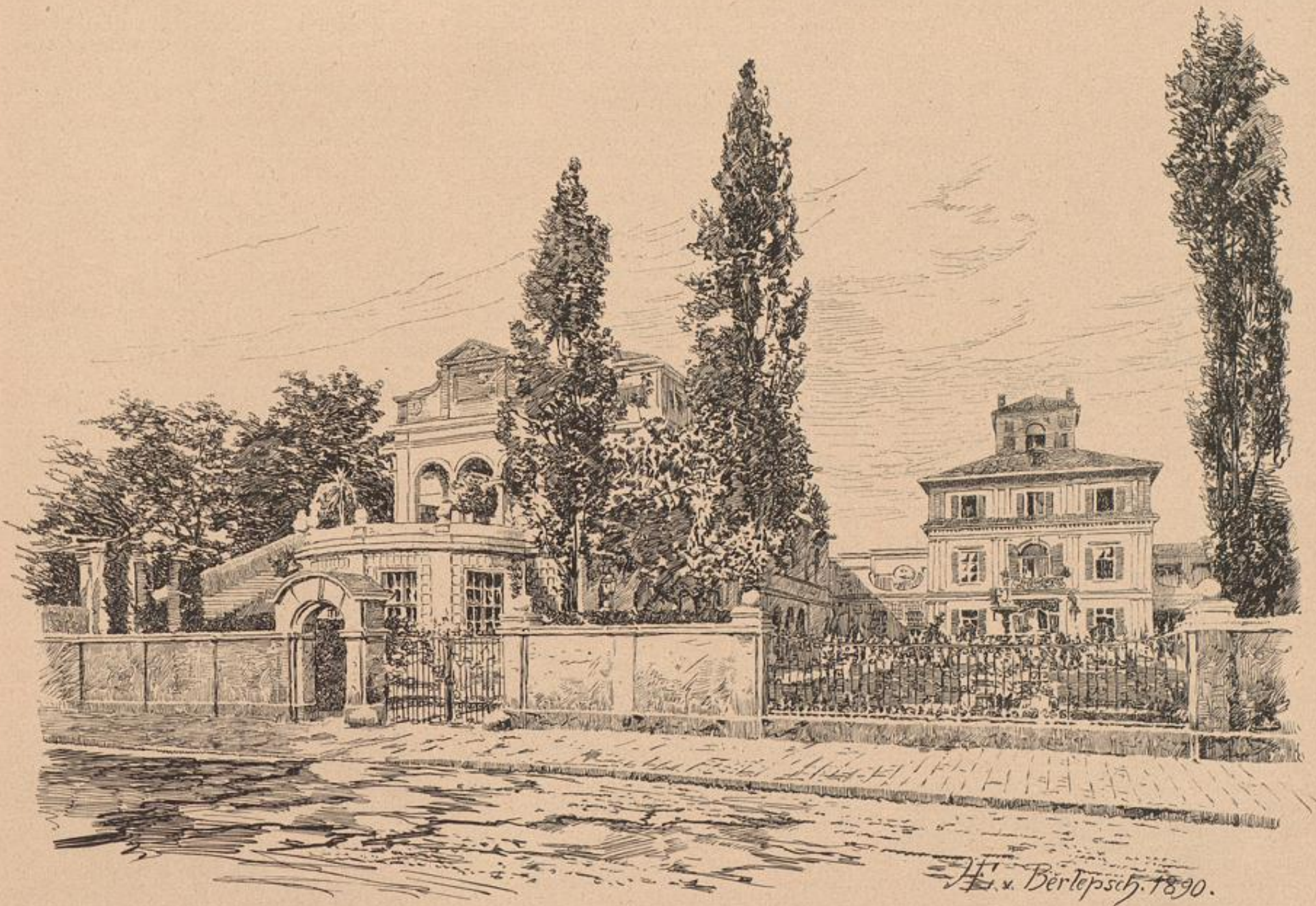
wäre also nicht zu sehr gegen die Naturgeschichte, wenn das vor Augustus Tunderberg's geistiges Auge gestellte mikroskopische Gesindel auf ihn einen unbehaglichen Eindruck gemacht hätte. Gewiß ist, daß er nach all' diesen Aufschlüssen weit nicht mehr so vergnügt drein sah, als zuvor.

Erdmuthe bemerkte das und sagte:

„Ich glaube doch, lieber Mann, unjere Unterhaltung hat eine Wendung genommen, die unserem Gaste nicht sehr erfreulich sein kann. Erzählen Sie uns doch von Ihren Erlebnissen. Was müssen Sie drüben Merkwürdiges erlebt haben!“

Peck war nicht unhöflich und sagte:

„Ja, das versteht sich, August, nun kommt die Reihe an Dich. Und doch Erdmuthe,“ — er hielt es auch im Hinblick auf die immer völliger Erhebung seiner Gattin zu den Höhen seiner Grundsätze durchaus für nöthig, dies hinzuzufügen. — „Und doch, Erdmuthe, bin ich überzeugt, meinem theuern Jugendfreunde ist das Gespräch, auf das wir von Ungefähr geführt worden sind, nicht unwillkommen gewesen. Denn erstens hat es ihm eine Probe geben können von den Leistungen, zu welchen bei uns das gekräftigte Rational-Bewußtsein die Wissenschaft befähigt hat, und zweitens wird er die beruhigende Ueberzeugung gewonnen haben, daß in unserem Hause mit höchster Sorgfalt auf die Benutzung





der neuesten glänzenden Forschungen Werth gelegt wird."

Hoffentlich zu seiner großen Genugthuung ersieht der aufmerksame Leser aus diesen wohlgefügten und überzeugungsvollen Worten, wie trefflich unser Pech durch seine rege Bethheiligung am Vereinsleben seine rednerischen Gaben ausgebildet hatte; denn in der That, mit Wendungen solcher Art glänzte er bei Festsetzungen vom Präsidentenstuhle. Aber noch höher schickte er sich an, seinen Schwung zu nehmen, als er jetzt nach einer kleinen Pause sich erhob, seinen Blick auf Tunderberg ruhen ließ und also begann:

"Und jetzt, mein lieber August, da uns nach langer Trennung das erste Mahl in traulichem Verein findet, gestatte mir, in alter deutscher Weise Dir mit den Weinen den Willkommen zuzutrinken, in der freudigen Ueberzeugung, daß unsere vaterländischen Zustände im öffentlichen, im geselligen, im Familienleben und die großartige Entfaltung —"

Da er während dieser Rede das Weinglas vor ihm ergriffen und durch diese Bewegung auch die Mutter veranlaßt hatte, sämtlichen Kindern kleine silberne Becher, die ihren Gedecken zugeellt waren, ein wenig mit dem schimmernden Saft der Trauben zu füllen, so merkte auch diese kleine Gesellschaft, daß es ein Anstoßen geben sollte und wartete mit sichtlich Freude auf den Augenblick, in dem sie sich würde zum Becherstoß erheben und in das dreimalige Hoch ausbrechen dürfen.

Allein es kam nicht dazu; denn der Trinkspruch-Redner ward plötzlich durch das Klingeln der Hausglocke vom Flur her in seinem Erguß unterbrochen, und es war ein schrilles, lärmendes Klingeln, das selbst ein Mensch „ohne Nerven," wie Tunderberg, als solches empfand.

Dr. Pech hemmte Augenblicks den Strom seiner Verebbarkeit; man hörte ein Zurückschieben des Riegels der Hausthür, das Lautwerden einer bekannten weiblichen Stimme (des dienstbaren Geistes) und einer unbekannt männlichen.

"Herrn Dr. Pech eigenhändig . . ."

"Bitte um Entschuldigung, lieber Freund," sagte er, das schon erhobene Glas wieder an seinen Ort stellend und begab sich hinaus.

Enttäuscht zogen auch die Kinder ihre Hände zurück, die sie nach ihren Bechern bereits ausgestreckt hatten, und rückten sich wieder in die Stellung und Haltung, welche gut erzogene Knaben bei Tische einnehmen. Aber Tunderberg wollte doch nicht, daß das fünfblättrige Kleeblatt um die gehoffte Emotion gebracht würde und rief:

"Na, Jungen, jetzt wollen wir uns 'mal Alle zusammen leben lassen, und nun zeigt 'mal, was Ihr schreien könnt: hoch! und noch 'mal hoch und —"

Er konnte wirklich gut schreien, und die fünf Kehlen, vereint mit seiner tiefen, brachten ein so kräftiges Hoch heraus, daß der eben wieder hereintretende Vater, obgleich er ja in die Ovation mit eingeschlossen war, sein Gesicht, gar nicht erfreut, zusammenkniff, als fühlte er Ohrenzwang. Zugleich wehrte er mit seiner rechten Hand die Fortsetzung des Gelärmes so nachdrücklich und hausväterlich gebietend ab, daß in der That das dritte Hoch in den Kehlen seiner Sprößlinge stecken blieb; während das Emporhalten eines geöffneten Briefes in seiner Rechten auch seinen wiedergesundenen August zum Schweigen brachte.

"Durch Eilboten," erklärte Pech zu seiner Gattin gewandt, „aus Leipzig von Vermer und Compagnie." Er sah bei dieser Mittheilung aus, als ob es ihm grundsätzlich nicht soviel darauf ankäme, ob die genannten Briefsteller sich mit ihren Nachrichten so sehr beeilten oder nicht.

"Pech's Verleger, Herr Tunderberg," erläuterte Erdmuth.

"Sie drängen zu sofortiger Erledigung," begann der aufgestörte Autor wieder, mit einem Blick in sein Schriftstück, der allerdings keine allzugroße Seelenfreude an lebhaftem Briefwechsel mit der genannten berühmten Verlagshandlung verrieth, „soll morgen schon in die Druckerei, — habe den Boten um elf Uhr wieder herbestellt!" Er sprach hastig und sah dabei nach seiner Taschenuhr. Der Secundenzeiger mit seinen ruhelosen Sprüngen schien ihn zu erschrecken:

"Schon acht!" sagte er und griff mit seiner Linken nach der Thürklinke. „Lieber August, Du siehst . . ."

"Ach, business!" rief der, „verstehst dich, — mach' keine Umstände, Pech," und der vergrößerte Schatten seiner großen Hand, mit der er seinem der deutschen Literatur pflichtigen Freunde zuwinkte, ward von der Lampe auf dem Tische gerade über den Doctor geworfen, hoffentlich aber nicht als ein solcher, der irgendwie eine literarische Finsterniß für ihn bedeutete.

"Wir sehen uns doch noch?" sagte der zum Hinausgehen sich anschickende Familienvater und fügte auf des Freundes „Freilich, alter Junge!" zu seiner Ehehälften gewandt und sein Haupt noch einmal durch die schon geöffnete Thür schiebend, hinzu: „Und vergiß nicht, mir die Kinder hinaufzuschicken, Erdmuth."

Darauf verschwand er, und man hörte ihn von drinnen mit eiligen Schritten die Treppe hinaufsteigen.

„Ein müßiges Geschäft, wie ich merke — das Büchermachen, Madame," bemerkte der Gastfreund zur Wirthin des Hauses, die mit einem nicht gerade munteren Blicke ihrem Gatten nachgesehen hatte.

„Ja wirklich," bestätigte Erdmuth mit einem leichten Seufzer, „der schriftstellerische Beruf ist nicht so idyllisch, wie man gewöhnlich meint."

„Hm, hm, — ich glaub' selbst so," sagte Tunderberg, seine Serviette zwischen Hals und Kragen hervorziehend, wo er sie an einem ihrer Zipfel befestigt hatte.

„Besonders in letzter Zeit," fuhr die Mutter fort, „und seitdem unsere Post- und Telegraphen-Verbindung sich so vervollkommen hat, wird Alonso viel durch allerlei Zuschriften und Drahtnachrichten belästigt; sie wirken auf ihn, — und auf mich, — wie Alarmsignale und schneiden auch so herein in Stunden, Tages- und Nachtzeiten, wenn man sie am wenigsten erwartet."

„Pog ha, — Madame," rief der Gast, „was haben denn Schreier und Compagnie —"

„Vermer und Co.," verbesserte Erdmuth.

„Na, was haben denn die unseren Pech so zu quälen?"

„Ich weiß selbst nicht," erwiderte des geplagten Autors Ehegenossin, „ich mag ihn nicht noch mehr durch Fragen beunruhigen, — ich merke nur, er leidet darunter, — 's hängt, glaub' ich, mit seinem „Schlüssel zur menschlichen Glückseligkeit" zusammen, — sein neues Werk, Herr Tunderberg!"

„Ah, ich weiß, Madame," sagte der Gast, „warum verbittet sich denn Pech aber solche Störungen nicht?"

„Lieber Herr Tunderberg," antwortete die Gefragte, „Sie haben es ja gehört: mein Mann hegt eine sehr hohe Meinung von unserer Cultur, — und ich glaube auch, sie ist sehr verehrungswerth, — und die Vervollkommenung unserer Verkehrsverbindungen zeigt er als eine der Haupteigenschaften unserer Zeit. Da würde er eine Beschränkung für sich und die Seinen nie zulassen. — Schon des Beispiels wegen nicht, das man den Kindern schuldig ist, wie Alonso sagt. Es ist sein Grundsatz, Herr Tunderberg, sie nach System zu erziehen. Sie sollen in das Verständniß unserer großen Zeit eingeführt werden, — Freude an ihren Segnungen, so sagt er, gewinnen lernen. — Sie glauben auch, daß das ein großartiges und gutes System ist, Herr Tunderberg?"

Dem Amerikaner kam diese Frage etwas unerwartet und er fand, indem er seinen Blick über die fünf Kindergesichter gehen ließ, daß das Pechische Erziehungssystem, so vorzügliche Freuden es auch sonst spenden möchte, wenigstens bis jetzt ihnen die Backen nicht roth gemalt hätte. Er behielt aber diese Bemerkung für sich, weil die fragende Mutter eine unbedingte Bejahung gar sehr zu wünschen schien, und sagte mit dem Löwenhaupte stark nickend:

„Certainly, Madame, ja gewiß."

„Ich hoffe es auch," fuhr Frau Erdmuth fort, „mein Mann muß das ja auch verstehen, und er ist um uns Alle so besorgt, — aber, wissen Sie, nun wollte er auch an die Fernsprecheitung angeschlossen sein; es ist ja auch eine großartige Erfindung, — aber das hab' ich ihm immer wieder ausgerebet, — Vermer und Compagnie würde ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, — Alonso ist so schon leicht erregt, — wir würden keine ruhige Stunde mehr haben —"

Frau Dr. Pech führte nach diesen Worten ihre beiden Hände mit ausgestreckten Fingern nach den Schläfen und lehnte sich zurück. Sie machte in dieser Stellung den Eindruck erheblicher Ermattung.

„Madame sind doch nicht unwohl?" fragte der theilnehmende August.

„Hat nichts zu bedeuten," antwortete Erdmuth, „ich glaube, die gewohnten Kopfschmerzen sind wieder im Anzuge."

„Ich hole Dir Dein Bromwasser, Mama," rief dienstfertig Alf, der Erstgeborene.

„Ein abscheuliches Getränk, Herr Tunderberg, und ich merke davon auch nicht die geringste Besserung, — aber Pech besteht darauf und —"

Zur weiteren Erklärung ließ es der Angeredete nicht kommen; er hielt mit ausgestrecktem Arme den schon zur Thür eilenden Kronprinzen des Pechischen Hauses zurück und sagte:

„Madame, ich schlage Ihnen einen Spaziergang draußen im Garten vor, 's wird Ihnen gut thun."

„Pech ist sehr gegen die Abendluft," sagte Erdmuth zögernd, aber das Verlangen nach dem ihr sonst versagten Genuß überwog die Bedenken, und sie widerstrebte nicht.

„Jungen! Ihr kommt doch auch mit dem Onkel?"

Die Aufforderung wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen, der sich noch steigerte, als der „Onkel" hinzufügte:

„Draußen spielen wir: ‚Fuchs aus 'm Loch' und ‚Räuber und Stadtsoldat'. Ge, habt Ihr Lust?"

Diese Worte räumten mit einem Zauberstrich die letzten Spuren des Fremdschins gegenüber diesem neu gewonnenen Onkel hinweg; denn als er hinausging, trug er Curt im rechten und Rolf im linken Arme, Ernst und Alf hatten sich an seine Ellbogen gehängt, und Will hockte ihm gar Hudepad auf den Schultern, und die Löwenmähne diente als Zügel.

Lächelnd schritt die Mutter hinterher.

3.

„Der Schlüssel zur Glückseligkeit."

Unser Dr. Alonso Pech mußte wirklich in seine schriftstellerische Arbeit sich sehr vertieft haben, als er mit der Feder in der Hand an seinem Schreibtisch wie heftig erschreckt beim Aufgehen der Thür zusammensuhr, sodas ein dicker Strich auf den Correcturbogen geriecht, wo er gar nicht hingehörte. Allerdings ward die Thür mit starkem Geräusch geöffnet: Augustus Tunderberg trat in des Freundes Arbeitsstube.

„Noch immer im Geschirr, alter Junge?" Seine Lungen hatten sich in der frischen Luft spürbar gekräftigt; denn seine Stimme klang so dröhnend, wie wenn etwa der Wüstenkönig in der Karoo sich entfernten Kaffernkraalen ankündigt, sein volles Gesicht war geröthet, und seine Haarsträhne hingen in völliger Unordnung um die breite Stirn.

Doch sein Freund merkte von alledem nichts; er sah nach seiner Uhr und sagte:

„Ha, schon zehn!" Dann setzte er, immer noch die Feder in der Hand haltend, hastig hinzu: „Und wo sind die Kinder?"

„Zu Bett sind sie, Alonso, Alle zu Bett." Augustus gab die Auskunft im Bewußtsein, dem Vater damit etwas sehr Beruhigendes mitzutheilen. Doch so wirkte seine Nachricht durchaus nicht; denn Pech sagte einigermaßen unwillig:

„Aber sie waren angewiesen heraufzukommen!"

„Ich hab' sie zu Bett geschickt, Pech, — hab' ihnen gesagt, ich wollt's auf mich nehmen, — Dir sagen, — na, sie waren auch so vergnügt, weißt Du!"

Tunderberg war inzwischen nahe an seinen Freund herangetreten, klopfte ihn begütigend auf die Schulter und warf sich dann behäbig in einen Polsterstuhl mit hoher Lehne, der an der Wand stand. Er reckte darin seine Glieder mit Wohlbehagen und sagte:

„Nun, Pech, sag 'mal . . ."

Aber der Freund am Schreibtisch unterbrach ihn, wandte sich, die Feder weglegend, in seinem Stuhle ihm zu, denn der war ein drehbarer, und sprach:

„Es ist mir doch sehr unangenehm, sehr unangenehm, August . . ."

„Was?"

„Diese Unterbrechung der Ordnung; die Kinder müssen sich durchaus daran gewöhnen, ohne feste Regel ist kein Erfolg zu erzielen . . ."

„Na, Pech, was ist's denn so Wichtiges? 's wird doch wohl so viel nicht versäumt sein, heut Abend noch, hoff' ich," sagte Tunderberg, der anfang, sich schuldig zu fühlen.

„Doch, doch," entgegnete der Doctor mit besorgter Miene und fuhr dann fort: „unsere Kinder sind nicht sehr kräftig, August . . ."

„Berp . . . hm, ich meine wirklich verpimpelt, na, Alonso, sie könnten gesünder aussehen," bestätigte Tunderberg.

„Sie haben die gracile Anlage wohl von ihrer Mutter," bemerkte Pech.

„Ancurirt!" murmelte der Amerikaner dazwischen.

„Wie meinst Du?"

„Ich meinte," antwortete Augustus, „hm — ich wollte fragen, was das mit der Herbestellung Deiner Kinder zu thun hat."

„Dies," sagte der Hausvater, „daß ohne systematische und streng geregelte Fürsorge ihre schwachen Constitutionen gegenüber den zahlreichen feindlichen Einflüssen des Klimas, sowie der tellurischen und culturellen Verhältnisse unmöglich gewachsen sind, — daß ich ihnen die Fürsorge und die Gewöhnung daran schuldig zu sein glaube, und daß ich sie ihnen allabendlich angebeihen lasse."

Jetzt war der Gastfreund wirklich neugierig geworden und fragte mit vorgebeugtem Haupte:

„Na, by heavens, wie fängst Du denn das aber an?"

„Zuerst," erklärte der Vater nicht ohne feierlichen Ernst, „zuerst laß ich sie der Reihe nach mit dem höchstbewährten mangansauren Kali gurgeln, theils um sie gegen Diphtherie möglichst immun zu machen, theils um sie überhaupt für den eintretenden Fall an die Manipulation zu gewöhnen und an die Ueberwindung des dabei sich einstellenden Brechreizes, — besonders an Alf bemerke ich oft Schwellungen des Gaumens, darum gurgelt er täglich zweimal, — Ernst, der bereits eine Niederlage an acutem Rheumatismus überstanden hat, erhält eine angemessene Dose Salicyl; Will ist, um seine



schwache Verdauung zu unterstützen, peptonisirte Magen-essenz verordnet. — ein ausgezeichnetes Präparat, — Kofl, der entschieden Anlage zur Scrophulose zeigt, erhält Leberthran und Curt infalirt!

„Pob Wetter,“ rief der Zuhörer verwundert, „das ist ja ein ganzer Kram von Apothekerverwaren und ein Kunststück, daß man all' dies Zeug nicht mit einander verwechselt, — aber geholfen hat's doch bis jetzt höllisch wenig, Beck...“

„Kann ich denn eine wirklich pünktliche Anwendung durchführen, August?“ sagte Monso, die Knie in verdrießlicher Erregung über einander schlagend, — „die natürliche Abneigung der Kinder selber, — der passive, unbegreifliche Widerstand meiner Frau —“

Er war wirklich zunehmend heftiger in seiner Rede geworden, und Tunderberg gedachte ihn zu begütigen, indem er sagte:

„Daß gut sein, Beck, so'n Bewegungsspiel draußen, wie wir's eben gespielt haben —“

Aber Beck ließ ihn nicht ausreden; er schnellte von seinem Sitze auf, als hätte er etwas Ungeheures gehört: „Draußen, — Abends, — bei Nordwind, — wo von den Torfwiesen die Miasmen hergetrieben werden, der Heerd infectiöser Krankheiten... August, August, das war sehr unvorsichtig. — Ach, wäre ich zugegen gewesen, es hätte nicht geschehen dürfen. Aber diese Vermer u. Comp.“

Er warf sich wieder in seinen Sessel, rückte sich zu recht und ergriff mit Hast die Feder.

Auch Tunderberg fing an, sich nicht mehr geheuer zu fühlen, und der Anblick dieses geängsteten Vaters warf einen Vorwurf in seine Seele, dem sie sich nicht entziehen konnte, als hätte er möglicher Weise etwas sehr Schlimmes angerichtet. „Das ist aber wirklich gefährlich jetzt in Deutschland,“ sagte er, „das lauert ja Einem überall auf; so brauchten wir uns doch sonst nicht in Acht zu nehmen.“

„Dank der Ergebnisse unserer wissenschaftlichen Forschungen sind wir jetzt in den Stand gesetzt, uns rationeller zu verhalten,“ versetzte Beck, der sich wieder über seine Correctur gebeugt hatte.

„Na, 's wird ja nicht gleich was schaden, und es ist ein wahrer Jammer, daß diese schändlichen — eh!“

„Mikro-Organismen,“ half Beck vom Schreibtische aus ein.

„Na ja, daß dies tolle Gefindel gerade so in der schönsten Abendluft sich herumtreibt bei Euch hier, und sie war doch so erquickend, — ein wahres Labial!“

Er war unter diesen Worten von seinem Sitze aufgestanden und fühlte sich in der Erinnerung an den gehaltenen Genuß freier Athempeise hier in der Stube doppelt bekommen. Ein eigenthümlich stehender Geruch in Verbindung mit der dumpfen Schwüle fiel ihm höchst unangenehm auf. Indeß er äußerte sich nicht weiter darüber, um seinen wieder mit der Schreibfeder thätigen Freund nicht zu stören; sonst würde er bald von geschickener Desinfection der Wände mit Lysol, und des Fußbodens mit Sublimat gehört haben, und daß solche Desinfection, wenn man nicht vergiftet werden wollte, mit ihrem Gestank durchaus nöthig wäre.

Endlich hatte Beck seine Arbeit vollendet. Daß sie für ihn keine leichte gewesen war, hatte sein Freund genugsam Gelegenheit, zu bemerken, denn Tunderberg hatte sich wieder in seinen Polsterstuhl gesetzt und dem schreibenden Literaten zugehört, — er hatte wirklich ein Bild äußerster Unbehagens, gewaltfamer Anspannung und des Sichgezwungenfühlens dargeboten.

„Ah,“ — er dehnte sich, als wäre er einer schweren Last ledig und warf die Feder auf den Tisch.

„Fertig also? endlich fertig!“ rief Tunderberg in wahrer Theilnahme, „das freut mich, alter Junge, und jetzt sag' mir, was ist denn das für eine Quälerei, — was wollen diese Vermer u. Comp. von Dir?“

„'s ist eine sehr regsame und vermögende Firma,“ erwiderte Beck, seine Papiere ordnend, „und bei der scharfen Konkurrenz auch auf dem literarischen Markte muß ja allerdings der Einzelne Alles ausbieten, um sich zu behaupten. Vermer u. Comp. sind Geschäftsleute von großer Routine und haben, wie sie mir versichern, in ihren Unternehmungen kaum einen einzigen Mißerfolg zu verzeichnen, nur jetzt —“

„Hm,“ ließ der auf weitere Auskunft wartende Tunderberg hören, als der Redner innehielt.

„Nun ja,“ begann er wieder. „Der Schlüssel zur Glückseligkeit will nicht gehen, so klagen sie, und setzen mir deswegen hart zu, haben wohl auch einen ziemlichen Haufen Geld in die Sache gesteckt. Das Werk wird nämlich lieferungsweise ausgegeben, etwa zwanzig Lieferungen, zehn sind heraus, und das Publicum, schreiben mir Vermer u. Comp., verhält sich bis jetzt wider Erwarten, ja, auch wider mein Erwarten, kühl.“

„Na, da muß man eben weiter warten,“ meinte der Freund, „und Geduld haben.“

„Ja, leider,“ sagte der Autor, „so denken Vermer u. Comp. nicht. Sie verfolgen ihr Interesse, ihr geschäftliches Interesse mit einer wirklich zähen, unerbittlichen

Entschiedenheit. Und daraus spinnt sich zwischen ihnen und mir,“ — Beck sprach die Thatsache mit einer Stimme aus, in der sich die Erinnerung von widrigen Erfahrungen ausdrückte, — „es hat sich zwischen uns eine starke Spannung eingestellt, die mir die Fortsetzung des Buches wirklich nicht erleichtert.“

„Da würde ich mich doch aber,“ sagte Tunderberg, „meiner Sitze! den Kukul d'rum scharren; ich würde dem Vermer schreiben: Das ist dein Geschäft, ich thu' mein Bestes an dem Buche, kriege mein Honorar dafür, — alles Andere ist Deine Sache!“

Lächle der Leser nachsichtig über diese kindlich-unkindigen Ansichten des Natursohnes, ihm waren Belehrungen über den hochentwickelten Betrieb der Literatur in seinem alten Vaterlande nicht zugänglich gewesen. Jetzt empfing er sie.

„Leider nicht,“ versetzte Beck, „ganz und gar nicht, August. Das ist's ja eben; da lies einmal, was sie mir heute wieder schreiben!“

Tunderberg nahm das ihm gereichte Blatt in die Hand, rückte sich näher an's Licht und las:

„Wie wir Ihnen zuvor sagten, ist das letzte Heft des ‚Schlüssels‘ wieder gar nicht gegangen. Auch der Sortimentsbuchhandel, trotzdem wir den Rabatt neuerdings erhöht haben, zeigt für das Werk je länger, je weniger Interesse. Bereits fünfhundert Stück der von uns gratis versandten Sammelmappen für Gewinnung von Abonnenten sind uns wieder remittirt mit dem Vermerk: Keine Verwendung. Unsere Verluste zählen bereits nach Tausenden! Wir können nur bedauern, daß Sie unseren wiederholten Bitten und Vorstellungen, doch auch unser geschäftliches Interesse ein Wenig zu bedenken, bisher so gar kein Gehör geschenkt haben.“

„'s ist einzig,“ bemerkte der also gerüffelte Autor, indem er sich hocherregt mit beiden Händen durch's Haupthaar fuhr, „'s ist wirklich reizend, ach, und was hab' ich ihrem Drängen schon für Zugeständnisse gemacht, gegen meine Ueberzeugung.“

„Wir können auch heute nur wieder drängen; die Darstellung muß actuellder sein, Winke, welche auf den Hintergrund einflußreicher officieller Beziehungen hinweisen, dürfen nicht fehlen; der Leser muß in Spannung erhalten werden, Intimeres über die ausschlaggebenden Personen unserer Zeit zu erfahren, und z. B. wo Sie Bismarck's Einfluß auf unser nationales Leben berühren; warum kommen Sie da nicht in pikanter Weise (was doch Ihnen nicht schwer fallen wird) auf seinen Rücktritt, seine Gespräche mit Reportern zu sprechen u.? — Werden wir auch heute wieder vergeblich auf Ihr Entgegenkommen hoffen, indem wir Ihnen den Vürstenabzug zu Nr. 11 zugehen lassen mit der bestimmten Erwartung“ („das unterstreicht der Keel noch,“ sagte Tunderberg dazwischen), „daß Sie die von uns angemerkten Bedenken berücksichtigen? Schiden Sie uns den verbesserten Bogen sofort durch Eilboten zurück. Wir können nicht ihres Wertes wegen, das uns Verlust über Verlust und Verdruß über Verdruß bereitet, andere lucrative Unternehmungen zurückstellen lassen und müssen Ihren ‚Schlüssel‘ drucken, wenn gerade nichts zu thun ist. Das ist morgen früh der Fall.“

Tunderberg legte das Blatt auf den Tisch zurück: „'n schönes Vergnügen,“ so rief er, „so 'nen Schlüssel zur Glückseligkeit zu schreiben hier zu Lande.“

„Ach, lieber Freund,“ sagte der Adressat von Vermer u. Comp. trüblich, „das ist noch nicht das Schlimmste, da, lies mal hier.“

„Well! das läßt man sich gefallen,“ ließ August hören mit einem Blick in ein zweites, ihm zugereichtes Blatt, „das klingt ja anders, Junge.“ Er begann zu lesen und las die Worte mit schmunzelndem Wohlgefallen:

„Schon der Name des berühmten Verfassers bürgt für die Gediegenheit des Wertes, dessen Veröffentlichung mit großem Opfer übernommen zu haben die unterzeichnete Verlags-handlung sich zur Ehre rechnet. Beck's ausgereitetes Wissen, seine glühende Vaterlandsliebe, die Höhe und Gediegenheit seiner Denkungsweise, die Liebeshwürdigkeit seines innigen Gemüths, die wahrhaft klassische Schönheit seiner Sprache.“

„Na,“ der Vorleser sah von seinem Blatte auf und zum Freunde hinüber, „damit kannst Du doch zufrieden sein.“

„Ach,“ rief der über seine Verherrlichung offenbar gar nicht erfreute Beck im Dulderton: „Das ist für mich die größte Plage! Ich bin nämlich contractlich verpflichtet zur Abfassung der Prospekte u. — dachte ja nichts Arges dabei. Aber da hab' ich's Vermer u. Comp. erst recht nicht zu Dank machen können. Es war ihnen niemals durchschlagend genug, wie sie es nennen, und nun fassen sie diese Sachen selber ab.“

„Das haben Vermer u. Comp. geschrieben?“ fragte Tunderberg erstaunt.

„Ja, und ich soll's durchsehen, — lies mal die Randbemerkung!“

„Wir finden diese Empfehlung noch zu matt. Sie wollen, was zu Ihren Gunsten gesagt ist, noch ver-

stärken und möglichst interessante biographische Lichter aufsetzen!“

„Das nenn' ich 'nen Menschen auf einer Seite in Eis paden und auf der anderen siedend,“ sagte August verwundert.

„Ich fühle mich auch wirklich nicht wohl dabei,“ bemerkte Beck, und wie er so ermattet und doch zugleich hastig ruhelos sich anschickte, den Brief für die Post zurecht zu machen, sah er wirklich abgehört und übermüdet aus. „Ich weiß wohl,“ fügte er hinzu, „der Wettbewerb und der Großbetrieb im Buchhandel bedingen so etwas, — aber es ist wirklich nicht angenehm, es benimmt mir schier die Stimmung zur Fortsetzung, es wird manchmal eine Qual für mich, August!“

Er war mit der Umschlagung und Aufschrift seines Briefes fertig und legte ihn für den Boten bereit. „Noch zehn Minuten,“ sagte er, nach der Uhr sehend, und fuhr dann fort: „Ich glaube wirklich,“ er fühlte sich an den Puls, „ich fiebere etwas, ich hätte das Antipyrim nicht drei Tage lang aussetzen sollen.“

Damit machte er sich daran, ein Fach seines Schreibtisches aufzuschließen, wahrscheinlich, um das lang entbehrt Mittel zum Gebrauch hervorzulangen. Doch ehe er noch so weit war, fühlte er des Freundes Arm auf seinen Schultern, der zu ihm sagte: „Höre, Monso, geh zu Bett, vergiß Vermer u. Comp. und lege Dich auf's Ohr, nicht eine Minute sollst Du länger warten. Den Brief nehme ich mit mir und werde ihm den Boten übergeben. Du hast Unruhe genug gehabt.“

„Ach, wie gut Du bist,“ sagte Beck, sich zu dem Löwenhaupte zurückbiegend, „sei uns denn noch einmal willkommen, und ich hoffe, Du fühlst Dich je länger, je wohler im alten Vaterlande.“

„'s wird sich schon machen,“ sagte Augustus, die etwas heiße Hand des gelehrten Freundes mit seiner großen umschließend, „doch jetzt gute Nacht und ungestörten Schlaf.“

„Den wünsch' ich Dir gleichfalls, August.“

„I hope so,“ antwortete der Gastfreund, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Ich geleite Dich in Dein Schlafgemach!“

Doch August wollte das nicht. „Deine Frau hat mir's schon gewiesen,“ sagte er.

„Gute Nacht denn.“

„Gute Nacht.“

(Schluß folgt.)

Kahdruck verboten.

## Sinnprüche.

Von Anna Gräfin Pongrácz.

In der Jugend sagt man zu jedem neuen Jahre: „Gieb mir,“ im Alter: „Laß mir, was ich habe.“

Alles kann verziehen werden, nur die Gemeinheit nicht, denn sie ist kein Fehler, sondern eine natürliche Eigenschaft. Ihr gegenüber giebt es nichts, als das Zerschneiden des Tischstüches.

In seinem Tief-Zimmersten ist jeder Mensch durch eine Mauer von allen anderen Menschen abgeschlossen. Einzig die Liebe vermag diese Mauer zu durchbrechen, aber auch die Liebe nur in ihren höchsten Momenten.

Die Quellen, die in uns selber sprudeln, das sind die wahren Heilquellen.

Ein feinsühlender Mensch schämt sich fast, glücklich zu sein unter den vielen Unglücklichen, die es auf Erden giebt.

Unverständene Kinder bleiben ihr Leben lang innerlich zaghafte Menschen und bringen es selten zu harmonischer Ausgestaltung ihres Wesens, für die Unbefangenheit das erste Erforderniß ist.







Marmorhalle vor Lenbach's Atelier.

Nachdruck verboten.

### Franz von Lenbach's Heim.

Von Wolfgang Brachvogel.

Mit drei Abbildungen von H. E. von Berlepsch.

**M**ünchen wird von den Einen für die Kunststadt, von den Anderen für die Bierstadt par excellence gehalten: es kommt eben nur auf die Auffassung an; die Münchner selbst wissen freilich practischen Sinnes beide Richtungen zu vereinigen, und wirklich schließen sich, wie die Erfahrung lehrt, Kunst- und Biergenuss absolut nicht ans. Wenn nun ein Fremder nach München käme, nur eine Stunde Zeit hätte und doch etwas von dem vielgerühmten Jar-Athen sehen wollte, so müßte man ihn vom Bahnhof etwa drei Minuten die Luisenstraße hinauf bis zu den Propyläen führen, denn dort und in der nächsten Umgebung bietet sich ihm ein Extract des modernen Münchens und seiner ganzen Bedeutung. Das herrliche Thor, welches von Menze demjenigen auf der Akropolis nachgebildet ist, gewährt einen Durchblick auf die säulenträglichen Marmorbauten der Glyptothek und des Kunstausstellungs-Gebäudes, welche sich schimmernd von dem dunklen Grün alter Parkbäume abheben und uns den Namen Jar-Athen erklärlich machen; zwischen ihnen hindurch führt die vornehme Briennerstraße bis zum Hofgarten Thor und der königlichen Residenz, während sie auf der anderen Seite der Luisenstraße, durch die Häuser Georg Hirth's und Franz von Lenbach's flankirt, in mäßiger Entfernung vor dem Bierpalast des Löwenbräus und Angesichts des Arzberger Kellers endet, wodurch München in seiner Stellung als Kunst- und Bierstadt wohl hinreichend charakterisirt erscheint. Ganz nahe liegt das kleine Haus, in welchem einst Richard Wagner gewohnt hat; daneben das mit Sculpturen überladene einstöckige Renaissance-Palais birgt die weltberühmte Gemälde-Gallerie des Grafen Schack, und hinter den Bäumen, welche die Glyptothek beschatten, wird die Villa Paul Heyse's sichtbar. Das prächtigste und in's Auge fallendste unter den Privatgebäuden ist Lenbach's wahrhaft fürstliches Heim, eine weitläufige Anlage in lustigem, italienischem Stil.

Als Lenbach vor etwa vier Jahren die Gräfin Magdalene Rolke heimführte, war der Bau vor dem alterthümlichen Hause des Bildhauers Heyse eben erst begonnen, und als der Meister mit seiner jungen, schönen Gattin, die bis dahin eine Fremde in München gewesen, zum ersten Mal die Stätte, wo er künftig hausen wollte, besuchte, wurde ihm daselbst eine überraschende Huldigung zu Theil; — seine näheren Freunde und deren Frauen waren, umgürtet mit dem Schurzfell, in der Hand die Mauterkelle, auf dem Bauplatz erschienen und bereiteten dem Paare einen äußerst sinnigen Empfang, der gleichsam andeuten sollte, daß sie alle bereit seien, an dem Hause des Glücks, das er sich nunmehr gegründet, mitzuarbeiten, soviel in ihren Kräften stünde.

Seitdem ist hinter den schlanken, lombardischen Pappeln, die den Platz gegen die Luisenstraße hin umsäumen, die prächtige Villa emporgewachsen, welche eine der größten Pierden des modernen Münchens ist. Es sind eigentlich zwei, nur äußerlich durch eine leichte, von Rosenheden überwucherte Architektur verbundene Häuser, von denen das südliche Haus die Wohn- und Arbeitsräume des Künstlers enthält, während das andere, zurücktretende, mit seinen noch nicht ganz vollendeten Brunnensäulen der Gastlichkeit des Hausbesitzers gewidmet werden dürfte; Beide umschließen einen nicht sehr großen, nach Norden durch eine Pergola eingefassten Garten, der ebenfalls ganz in italienischem Geschmack angelegt ist, und in dessen Mitte ein altvenezianischer Marmorbrunnen mit Scypherden und Delphinen einen stattlichen

Wasserstrahl emporwirft. Die der Straße zugekehrte Schmalseite des südlichen Flügelbaues ist im Oberstod von einer luftigen Loggia durchbrochen, vor welcher eine geräumige, mit Marmorbüsten, Drangensbäumen und Nuccapalmen bestandene Terrasse halbkreisförmig vorspringt und mit dem Garten durch eine gewundene Freitreppe verbunden ist. Von der Loggia aus führt eine kleine Thür direct in das Allerheiligste dieses Hauses, in die Werkstatt des Meisters.

Aber der Besucher muß einen anderen Weg nehmen, um dahin zu gelangen. An der Nordseite, fast in dem Winkel, den die Baulichkeiten bilden, liegt eine kleine, offene Halle, die von rothen Marmorsäulen getragen ist, und aus der man in das zum Oberstod emporführende Treppenhaus gelangt. Die Wände sind hier einfach weiß gestrichelt, verschwinden aber fast ganz unter Bildern, welche wohl ein Verweilen werth sind; wir eilen jedoch vorwärts: ein erster großer Saal nimmt uns auf, und wir blicken ungehindert in einen zweiten und dann weiter in einen dritten. Es sind hohe, weite Räume mit riesigen Bogenfenstern und herrlich gearbeiteten Plafonds. Die Thüreinfassungen sind reich und abwechslungsreich voll aus verschiedenfarbigem Marmor oder aus Marmor und Sandstein gefertigt, aber keine Thür wehrt den Eintretenden ab; prächtige Vorhänge verhüllen sie wohl, sind jedoch für gewöhnlich zurückgenommen. Kostbare orientalische Teppiche, in Muster und Farbe gleich bewunderswerth, verhüllen den Fußboden zum Theil, während die Tapeten fast ganz unter werthvollen Gemälden, Werken alter Meister oder Copien danach, die Lenbach selbst gefertigt hat, verschwinden. Die wenigen Möbel gehören zu dem Besten, was deutsches und italienisches Kunstgewerbe in der Renaissancezeit hervorgebracht hat, überhaupt herrscht im Innern der Villa Renaissance, doch hat sich der Hausherr keineswegs slavisch an diesen Stil gebunden, alle Zeiten, alle Stile sind vertreten, und in der Anordnung, die sie gefunden haben, bilden sie ein herrliches, harmonisches Ganze.

Im ersten Raume sehen wir auf einem Tisch am Fenster eine Anzahl künstlerischer Sammelwerke, auf ihnen obenauf aber drei Bücher, die nur einfach gebunden sind, und denen man es ansieht, daß sie viel gelesen werden. Ich erinnere mich, bei Schliemann in Athen mitten unter ernstesten wissenschaftlichen Werken die „Märchen aus 1001 Nacht“ neben Chnet's „Comtesse Sarah“ gefunden zu haben; die Lectüre Lenbach's ist fast noch interessanter und bezeichnender zusammengestellt: Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“, ein Band Shakespeare, in welchem sich „König Lear“ befindet, und Grimm's „Kinder- und Hausmärchen.“

Aus einer Ecke des Saales tönt ein klingendes Geräusch; eine fast versteckte Thür führt nämlich in ein kleines pompejanisches Brunnengemach, in welchem sprudelndes Wasser aus großen Nischen in ein von Goldfischen belebtes Bassin plätschert. Erfrischende Kühle und geheimnißvolles Halbdunkel herrschen hier, die Wände sind mit einer eigenartigen Mosaik und Muscheln besetzt, und alterthümliche Nischen bilden den einzigen Schmuck.

Der zweite Raum ist etwas kleiner als der erste, die Decke gewölbt und reich vergoldet mit farbig gehaltenen Studeinlagen.

Das ist die Schlafkammer des Hauses, denn an den Wänden prunken in unvergänglicher Farbenpracht alte Meisterwerke, darunter zwei von Lenbach erworbene Tizians.

Endlich folgt die Werkstatt des Künstlers. Ich habe absichtlich Werkstatt gesagt, denn da sieht man nichts von Treppen, staubfangenden Niesenbouquets, seltenen Möbeln, mächtigen Bänken und dergleichen überflüssigen Sachen, ohne die man sich ein modernes Atelier gar nicht mehr denken kann und neben denen die Kunst den allerkleinsten Platz übrig behält. Es ist ein hoher, enger Saal, dessen Wände ganz mit kostbaren Gobelins ausgekleidet sind; in einer Ecke zwischen dem Eingang und dem Fenster ist ein erhöhter Sitz angebracht und diesem gegenüber trägt ein Gestell eine bunte Menge antiker Bildwerke in Marmor und Bronze. Sonst sieht man kein Möbelstück, nur Staffeleien mit angefangenen und in Arbeit befindlichen Gemälden, und zwar gegenwärtig Bildnisse der greisen Herzogin Max in Bayern, des Kaisers Friedrich und des Kaisers Wilhelm II. Das Porträt des Letzteren wird ganz besonders interessieren; der junge Monarch ist en face genommen und trägt auf dem Haupt den blendenden Silberhelm mit dem Adler. Daß ein neuer Bismarck nicht fehlt, ist selbstverständlich. So oft man zu Lenbach kommt, staunt man immer wieder von Neuem über den Fleiß und die Schaffenskraft des Meisters und begreift gar nicht, wie ihm die Tage für soviel Arbeit lang genug sein können, — die Tage langen ihm freilich nicht, am wenigsten im Winter, aber Lenbach ist nicht an das Sonnenlicht gebunden, er hat sich elektrische Beleuchtung eingerichtet, welche ihm auch Abends und Nachts zu malen gestattet.

Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, auf Lenbach's Bedeutung als Künstler einzugehen, es handelt sich vielmehr nur um einen flüchtigen Gang durch sein Heim, und da erbringt noch ein Bild in das erst kürzlich vollendete neue Haus, welches zweifelsüßig, überragt von der in Italien üblichen Lichthaube, die dem Treppenhause Tageshelle zuführt, mit seinem Balkon und vergoldeten Gittern im Hintergrunde des Gartens emporsteigt. Dasselbe birgt herrliche Festräume und ist noch nicht eingerichtet; der einzige Schmuck dieser wundervollen, mit allem Geschmack des Hausherrn und mit aller Kunst des Architekten ausgestatteten Säle und Gemächer sind Lenbach's Porträts berühmter Zeitgenossen, unter denen König Ludwig I., Wagner, Lizot, Salisbury, Heyse, Wilhelm Busch und Redwitz zu erwähnen sind. Möbel fehlen noch ganz, denn da überläßt der Künstler nichts dem Tapezierer, Alles bestimmt er selbst, jedes Stück erwirbt er selbst, jeder Kleinigkeit weist er selbst ihren Platz an, und daher kommt es, daß seine Wohnung ein so eigenhümliches Gepräge erhalten hat. Dieses aber vor Allen, und nicht etwa der entfaltete Prunk oder die Kostbarkeit des verwendeten Materials ist es, was Lenbach's Haus so ungemein interessant macht, denn es tritt uns in jedem Raume ein Stück von dem eigensten Wesen des großen Künstlers entgegen.

Und dieser selbst ist wohl eine der feinsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst aller Zeiten. Am 13. December 1836 als Sohn eines ehrlichen Maurermeisters zu Schrobenhausen geboren und selbst für das Handwerk des Vaters bestimmt, hat er Dank seinem großen Talent, von der Pilotschule ausgehend, seinen Weg gemacht und steht gegenwärtig auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes. Er ist der Maler der Weltgeschichte unserer Zeit geworden, obwohl er nie ein sogenanntes historisches Bild gemalt hat, aber fast jedes seiner Porträts ist die Concentration eines Weltereignisses, ist unsere Zeit im Bildnisse einer Person festgebannt. Pecht, der ihn von seinem ersten Anjahre an kennt und verfolgt, hat ihn als Menschen wie als Künstler einmal sehr treffend charakterisirt; er habe, erzählt der bekannte Schriftsteller bei dieser Gelegenheit, es nicht der Mühe werth gefunden, eine fremde Sprache zu lernen. Er ist Altbaiern geblieben bis heute, und gerade dadurch fesselte er die Menschen, daß er sein eigenes Weien trotz allem Fremden entgegensetzte und aufrecht erhielt, denn die Welt erträgt befallentlich weit lieber das Unbequeme als das Unbedeutende.

Lenbach ist ein großer stattlicher Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht und mächtiger Stirn, unter der die Augen trotz ihrer



Aus Lenbach's Garten.





Die Schmollenden. Von Karl Emil Rüdke. — Siehe Seite 159.



Kurzschichtigkeit so wunderbar beobachten. Wie schon erwähnt, ist er seit drei Jahren mit einer Gräfin Rolke vermählt, hat aber bisher keinen Erben seines Ruhmes und seines Namens. Vereint mit seiner schönen Gattin läßt er eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft, so daß kein herrliches Haus, welches die Geistes- und Geburts-Aristokratie der bayerischen Hauptstadt auf glänzenden Festen zu vereinigen pflegt, als ein Centrum der Münchener Gesellschaft betrachtet werden darf.

Kadbrud verboten.

### Eine brennende Frage.

Von P. G. Heims.



Es ist eigentlich schon so viel und so oft darüber gesprochen worden, daß man gar nicht mehr darüber sprechen dürfte. Aber es geschieht doch noch und wird geschehen bis an's Ende der Tage. Ich meine über die Dienstbotenfrage. Sie bietet immer noch dankbaren und uner schöp flichen Stoff, wenn alles Andere verfaßt in Cafés und Kränzchen, und interessiert in gleichem Maße die würdige Großmutter, wie die kürzlich verheiratete Enkelin. Ja sogar der männliche Theil der Gesellschaft ist nicht immer abgeneigt, sich mit dieser Frage zu befassen. Aber ich möchte fast sagen: in harmloserer Weise. Unter jungen Offizieren ist es eine Art Sport, den dümmsten Burtschen aufweisen zu können, und in landwirthschaftlichen Kreisen spielt in der Unterhaltung die Thorheit oder Kothheit der Knechte keine kleine Rolle.

Nun ist es ja anzuerkennen, daß die Dienstbotenfrage eine überaus wichtige ist für einen Jeden, der genöthigt ist, die Dienste fremder, nicht zum Hause gehörender Personen in Anspruch zu nehmen; und nicht minder anzuerkennen ist, daß neben ereignisreichen Zeiten, die von selbst für Gesprächsstoff sorgen, es auch solche giebt, in denen nichts paßirt und in denen insolge dessen jede Anregung willkommen ist, auch wenn sie sonst nicht gerade hoffähig wäre, und nicht minder anzuerkennen ist ja, daß es dann und wann auch Leute giebt, die überhaupt nur von Essenlöchern und Dienstboten sprechen können. Wenn denen die ganze eine Hälfte ihres geistigen Lebens abge schnitten würde, dann wären sie in Gefahr zu verbluten. Also die Dienstbotenfrage wird zu Recht bestehen und muß zu Recht bestehen, bis die letzte junge oder alte Hausfrau ihren Mädchen zum jüngsten Tage ländigt.

Was ist denn eigentlich ihr Kern? Ich meine nun nicht im socialen oder nationalökonomischen Sinne, sondern im Sinne der Hausfrauen.

„Sie taugen alle miteinander nichts!“ Das wird sich so ziemlich aus allen Verhandlungen über die Dienstboten, speziell die Dienstmädchen, herauschälen lassen. Die erfahrendsten Frauen, die schon mehr Mädchen gehabt haben während ihrer Ehe, als sie selbst Jahre zählen, werden ja die berufensten Richterinnen sein, eben weil sie am meisten Mädchen kennen gelernt haben. Und gerade die werden mit der größten Bestimmtheit den angeführten Satz vertreten.

Nun, in vielen Ständen mögen sie Recht haben, und es mag ein schmerzliches, zornregendes Gefühl sein, immer und immer wieder mit Dummheit, Undank, Unverschämtheit, Unge schicklichkeit, ja bösem Willen und Bosheit kämpfen zu müssen, und man mag aus liebem und gutem Munde den Seufzer hören und ihn verstehen: „Wie beneide ich die kleinen Leute, die keine Dienstboten zu halten brauchen!“ Also: „sie taugen alle nichts, sind fast alle schlecht!“

Gestehen wir das vor der Hand zu. Aber erlauben Sie mir eine Frage, die ich Sie zu beantworten bitte: Sind sie von Natur schlecht, diese Kinder unserer kleinen Leute? Von Natur schlechter als unsere Kinder?

Ich antworte: Nein! Beobachten wir sie, so lange sie im Elternhause leben, in der Dürftigkeit und Gedrücktheit ihrer Jugend. Sie mögen weniger gute Manieren haben, sie mögen schmutziger, ungepflegter, ungezogener aufwachsen, — mögen mehr sehen, was ein Kind nicht sehen und hören darf, — aber sie sind im Durchschnitt ebenso gutmüthig, dienwillig, ihren Eltern gehoriam und ihnen zugehan, wie die Kinder der höheren Stände. Und oft mehr noch! Sehen wir auf sie in der Schule. Ein einigermaßen tüchtiger Lehrer, ja eine junge Lehrerin ist meistens im Stande, eine überfüllte Vorkurs-Klasse im Hängel zu halten, und es wird ihnen oft leichter werden, als etwa dem Ordinarius einer Quarta. Der Herr Lehrer, der Herr Pastor sind den Kindern immerhin meistens noch Autoritäten, denen sie sich ohne viel Widerspruch beugen. Ausnahmen giebt's ja; aber giebt's die in „Tertia“ nicht? Die wirklichen „infamen Streiche“ kommen, glaube ich, seltener vor in der Oberklasse einer Volksschule, als in der Secunda eines Gymnasiums. — Sehen wir die zukünftigen Dienstboten, kurz ehe sie es werden, im Confirmanden-Unterricht: Meistens sind sie willig, freundlich, fleißig, ja anhänglich; und wie oft hat ein Lehrer, ein Prediger mit gutem Gewissen auf eine Anfrage antworten können: „Nehmen Sie die; nehmen Sie den; ich kenne sie und habe sie lieb“. Aber ein Schuldirector wird auch nicht von allen Abiturienten behaupten können: „Für die sehe ich ein!“ Nicht einmal der Director eines Lehrerinnen-Seminars.

Also: Von Natur und Abstammung sind sie nicht schlecht in der Mehrzahl. Wie werden sie es denn nachher? Es ist das ja nahezu unbegreiflich, da sie nun in Verührung, in ganz nahe und vertraueste Verührung mit den höheren Ständen treten, die doch entschieden veredelnd auf sie einwirken müßten! Und wenn sie das nun nicht thun im Allgemeinen?

Wie oft hört man die Klage: „Im Anfang war's ein gutes, kleines Mädchen; aber nun ist rein gar nichts mehr mit ihr aufzustellen!“

Da wird die Schuld der ersten Verderbniß mit vielem Recht oft auf müdienende Mädchen oder auf Nachbarmädchen, die im selben Hause dienen, geschoben; die haben geheßt, die Herrschaft verlastet und schlecht gemacht und den jungen Dingen den frommen Sinn, mit dem sie den Dienst antraten, verdorben. Das soll gelten, und es kommt leider zu unglücklichem Verdruf und wahrem Leid zu oft vor. Aber werden sie nur dadurch verdorben?

„Nein,“ sagen Sie, „durch frühzeitige Liebchaften und allerlei bedenkliche Verhältnisse.“

Das soll auch gelten, denn es kommt leider auch vor; sehr oft, viel zu oft, und alles Gute geht damit zu Grunde. Aber ist es Ihnen, — in Klammern gesagt, — nie vorgekommen, daß anstatt des feindseligen Dienstmädchens aus der zweiten Etage irgend eine Ihrer eigenen „Freundinnen“ bei günstiger Gelegenheit Ihr Dienstmädchen ein wenig ausgefragt, vielleicht ein

klein wenig aufgeheßt sogar, ja Ihnen vielleicht schließlich auf Umwegen abgemietet hat in augenblicklichem Vergessen des neunten Gebots?

Kommt auch vor! Natürlich sehr selten. Mir ist's, als eine solche Seltenheit, einmal paßirt. Dagegen kommt es nie vor, daß die Töchter höherer Stände auf Liebchaften verfallen und dadurch untüchtig zu allem vernünftigen Thun werden; und sollte es ja einmal geschehen, trotz sorgfältigster Erziehung und Ueberwachung, dann entlastet das selbstverständlich unsere sich mehr selbst überlassenen, vielleicht mit dem Burtschen auf einem Boden, Kammer an Kammer hausenden Dienstmädchen in keiner Weise.

Seien wir ehrlich: Wir tragen neben den erwähnten Umständen selbst ein gut Stück der Schuld mit als Allgemeinheit, wenn unsere Dienstboten nicht so sind, wie sie sein sollen. Durch das, was die Mädchen und Burtschen in den Häusern sehen und hören, und zwar von Seiten der Herrschaft, dadurch werden sie in nicht ganz seltenen Fällen gründlicher und nachhaltiger verdorben, als durch das Gerede von ihresgleichen, die oft auf demselben Wege sich vom Guten verlaufen haben. Das Beispiel ist eine schnell verderbende, aber auch freundlich rettende Macht. Oft wenigstens.

„Keiner ist groß vor seinem Kammerdiener“ ist ein altes Wort. Und darin liegt viel Unglück. Ob wohl viele Haushaltungen in allen Beziehungen so intact sind, daß gar kein „Skelet im Hause“ ist, das man auch vor dem allerintimsten Freunde verbergen möchte, daß man ihn in alle Winkel und Heimlichkeiten und Kleinigkeiten des Hauses, des Lebens zwischen den Gatten, der Hausführung, der Amtsführung, der Kinder-Erziehung zc. möchte blicken lassen? Und in all' die Winkel und Heimlichkeiten guckt das Dienstmädchen hinein als ganz unbefangene und etwas brutale Richterin. Sie sieht den Hausherrn, wie er sich täglich giebt; sie lernt die Hausfrau kennen, wie sie ist, nicht wie sie nach außen scheinen will; sie lernt überhaupt die Leute kennen, wie sie aussehen, wenn sie sich keinerlei Zwang anthon, wenn sie keinerlei Rücksicht nehmen: so zu sagen, im Möglichen. Und, — Hand auf's Herz! — ob ihnen da nicht manche Vorstellung schwindet, die sie sich von den höher gestellten, vornehmeren Leuten gemacht haben, wenn sie, in gewissem Grade noch harmlos und unverdorben, in den Dienst treten? Ein laut geführter Janz zwischen Mann und Frau, eine polternde, hin und her fahrende, oder kraftlose Kinder-Erziehung, eine nach innen nicht vornehme Lebensführung; die treffen den Respekt weg, wie Thauwetter den Schnee. Das Mädchen, das erst hinter'm Herd geringlichfährig über die Herrschaft lacht, die gehört von Stund an zu den schlechten. Um ganz von Anderem zu schweigen, was sie sonst hier und dort vielleicht noch sieht und hört. — Oder was er sieht und hört! Ich glaube, daß mancher, der als harmloser „Burtsche“ in Dienst getreten, als wenig harmloser Burtsche wieder heimgezogen ist, und während der hinter ihm liegenden Jahre gerade nicht an Weisheit und Gnade bei Gott zugenommen hat, oder gar daß er, wenn er Diener bleibt, von Jahr zu Jahr mehr zu den schlechten gerechnet werden kann. Er ist gar zu flug geworden! Man hat seine Seele gar zu wenig geschont von Herr zu Herrn.

Aber nehmen wir ein in jeder Beziehung ganz tadelloses Haus an, deren es ja ohne Zweifel auch viele giebt, in denen die Dienstboten wirklich nichts sehen oder hören, was ihnen den Respekt vor der Herrschaft nimmt, also ein durchaus „correctes“ Haus; es hat vielleicht nur einen Fehler, den, daß es die Dienstboten nicht ganz als Menschen ansieht. Jeder Befehl wird in rauhem, unfreundlichem, ja wohl gar grobem Tone gegeben; jedes Versehen wird hart und kränkend gerügt, keine Leistung wird freundlich anerkannt; das „Frauenzimmer“ oder die „Person“ ist gänzlich Luft, wo sie auftritt; ihr Gruß ist Nichts, aber Gegengruß wird ihr nicht, oder das „Gutenmorgen“ klingt wie Knurren, und der Abendgruß ist durch's Mikrophon nicht zu hören; sie ist ja „dazu da“, um ihre Pflicht zu thun, tadellos, genau, um freundlich und artig zu sein, dafür bekommt sie Kost und Lohn und Weihnachten ihr Geschenk, und wenn sie krank wird, Medicin und Arzt; daß sie noch etwas mehr verlangen kann mit Recht, daran denkt man nicht, auch nicht, daß sie dabei innerlich verkommt, trotzig und erbittert wird, weil sie gerade in ihrer Menschenwürde sich gekränkt fühlt, und umsonst, je besser oder doch erziehbarer sie von Haus aus ist. Sie geht auch nicht besser in den nächsten Dienst über, in dem sie eine Familie ganz anderer Art kennen lernt; die Frau meint es gut, und doch hat sie das Mädchen in acht Tagen in helle Wuth gebracht. Es ist ihr eben nichts recht zu machen. Vom Morgen bis zum Abend geht das Betern und Schelten; die Aussetzungen, die Bemerkungen und Vermahnungen nehmen kein Ende; hier dies, dort jenes, drüben anderes; Frauen, denen der Himmel nicht schön und die Hölle nicht genug geheißt ist; aber bössartig sind sie nicht; im Gegentheil, sie versuchen es von Zeit zu Zeit gut zu machen, was ihre kleinliche Naturanlage verdorben hat, sie werden gelegentlich „intim“ mit den Mädchen, weisen sie in allerlei Dinge ein, von denen sie gar nichts zu wissen brauchen; reden, — um nicht zu sagen klatschen, — mit ihnen über Freunde und Nachbarn, gelegentlich auch einmal über den eigenen Mann, und wundern sich über die undankbare Person, die immer unzufriediger, dreister, frecher, ungezogener wird, — es war vielleicht von Haus aus ein ganz gutes Mädchen! Sie hat nur das Unglück gehabt, immer in recht schlechte Hände zu kommen.

Es wird für eine junge Frau eine Art von Selbstprüfung sein, wie sie mit ihrem Mädchen fertig wird. Allen Respekt vor der, die gleich mit Muth, Kraft und Güte die Fägel in die Hand nimmt und sagt: „So fahre ich!“ Und von der das Mädchen jagt: „einerlei, die versteht's!“ — Aber, — und nun zürnen Sie mir nicht, junge Frau, die dieses liest: die Meisten verstehen es von Anfang an. Da kommt am dritten Tage die junge, reizende Gattin weinend in's Zimmer des Mannes gestürzt: „Nein, diese abscheuliche, freche Person! Thut mir den Gefallen und seht sie zurecht!“ Junger, empörter Ehemann, thut das nicht! Ueberlaß das ruhig deiner Frau und laß sie ihre Spuren selbst verdienen! Laß sie zum Selbstvertrauen sich durcharbeiten, zur Bewahrung ihrer Kraft, ihres Könnens. Es ist noch wichtiger, daß sie in der Küche mit den Leuten, als im Salon mit den Rivalinnen richtig umgeht; es hängt viel davon ab für dein Haus! Sei du der unsichtbare Gott, der schweigend und majestätisch über dem Ganzen thronst, und der nur in den Fällen der äußersten Noth die letzte, höchste Instanz bildet, um dann den Blitzstrahl niederzuden zu lassen, kraftvoll und unwiderstehlich und gerecht einschlagend, — aber verpuffe deine Blitze nicht, als wären es Knall-Bombons, sonst kannst du dein Lebenlang als Küchen-Zupiter einhergehen, und schließlich lachen die Mädchen dich so gut aus, wie deine Frau; und was du wolltest, das gerade hast du vernichtet: dir und deiner Gattin Respekt zu verschaffen. Der wächst auf anderen Dämmen, als denen des Klagens und galant-entrüsteten Drein-

fahrens, nämlich auf denen der inneren Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und Güte. Und zur Tüchtigkeit gehört der nöthige Ernst.

Aber wenn es nun mit der Tüchtigkeit der Hausfrau schwach bestellt ist? Es ist immer eine gute Empfehlung für ein Mädchen, wenn sie aus „gutem Hause“ kommt: d. h. aus einem, in dem sie etwas gelernt hat. Man hört wohl: „Das sind alles tüchtige Mädchen, die von Frau N. N. kommen.“ Ein schönes Lob. — Aber, wo die Frau nichts versteht und wehrlos ihrem vielleicht von Natur gar nicht ablen Mädchen, die nur der Anleitung bedarf, ausgeliefert ist, da wird solch Mädchen gar zu leicht verdorben und ist nachher wohl gar nicht wieder zurecht zu ziehen aus der Verwahrlosung, in die sie gerathen. Die nächste Herrschaft freue sich!

Um beim Worte Tüchtigkeit der Frau zu bleiben: wo zeigt sie sich, dem Dienstboten gegenüber? Einige suchen sie in unaufhörlichen Arbeiten zu bewähren, indem sie selbst die schwersten Arbeiten übernehmen. Das ist falsch und mindert meistens den Respekt. Die tüchtige Frau muß wohl zeigen, daß sie Alles kann, Alles versteht, und besser als das Mädchen, aber daß sie selbst die Fußböden scheuert oder die Dielen wäscht oder das Geschirr abwäscht, das ist gar nicht nöthig. Auch das verdorbt die Mädchen. Sie werden bequem und lässig: „Es wird ja doch gemacht!“ Und sie gewöhnen sich allmählig, die Herrin als Jhresgleichen zu betrachten, — und das sollen sie nicht. Der Oberst eines Regiments oder der Hauptmann einer Compagnie hat auch etwas Anderes zu thun, als Gewehre zu putzen oder Pferde zu striegeln; aber gelernt haben und verstehen muß er's; und Kommandiren und Föhren muß er können und ein Herz haben für seine Leute, dann kann er etwas mit ihnen ausstellen.

Aber mit dem Kommandiren kann es auch sein Bedenken haben. Eine Kommandirt von früh bis spät, und von Neujahr bis Sylvester, und sie versteht's aus dem ff, und doch verdorbt sie ihre Mädchen oder ist nicht im Stande, ein minderwerthiges zu bessern. Sie verlangt zu viel, mehr als nöthig und zweckmäßig ist. Da ist es besonders der leidige Keimnachteufel, der alle guten Geister aus dem Hause treibt. „Heute machen wir in der besten Stube rein! Morgen im Wohnzimmer, übermorgen in der Kinderstube.“ — und so weiter ohne Ende; und wenn die Reihe vollendet, dann geht's wieder in der besseren Stube an: die Arbeit im Hause ist nicht mehr Mittel zum Zweck des Wohlbefindens, der Schönheit, — nein, sie ist zum Selbstzweck, zur Selbstquälerei und zur Quälerei, zum Verderb der Dienstboten geworden. Sie sehen keinen anderen Zweck mehr darin als den, sie ohne Ende in Bewegung zu halten, ihre Kräfte auszunutzen so viel nur möglich; sie haben keine Freude mehr an der Arbeit, denn sie wiederholt sich ewig wechsel- und ruhelos, wie die Arbeit der Danaiden.

Es geht dem Durchschnittsmenschen mit der Arbeit, wie es einem auf dem Lager Liegenden mit irgend einem Geräusch geht. Hat es einen Zweck, z. B. wie das Donnern des Mähwades, — dann schläft man ruhig dabei ein in gutem Behagen; hat es den nicht, wie das Knarren der Gartenthür oder das Schlagen eines Fensters, dann macht es den besten Menschen nervös und schließlich wüthend.

Summa: Wären alle Häuser, durch welche die Dienstboten gehen, „normal“, dann würden der Klagen ob der Dienstmädchen und Diener wohl auch ein ganz Theil weniger werden. Etwas mehr Gebuld, etwas mehr Energie, etwas mehr Wohlwollen und Eingehen auf ihre Gedanken könnte oft Vieles gut machen. Nicht ganz vergesse man, daß ein Dienstmädchen doch auch ein „junges Mädchen“ ist, die sich einmal freuen will, die auch einmal freundlich angedeutet sein, ein ungelünstelt theilnehmendes Wort hören will, die auch einmal ihre Arbeit und Mühe anerkannt sehen möchte, wenn ihr etwa besondere Pflichten der Treue, des Wachens, der Ehrlichkeit auferlegt werden; es thut gut, wenn möglich, etwas von dem Ehrgefühl in ihm zu wecken, daß der Mensch nicht bloß um zwanzig oder vierzig runde Thalerfrüde dient und seine Kraft vermietet, und nicht bloß von Weiß- und Schwarzbrod lebt; nicht ganz zu vergessen, daß ein Dienstmädchen außer zwei starken Armen auch noch eine Seele hat, und ihr zu zeigen, ohne Redensarten und Ueberdrehlichkeiten, — daß man auch ein Herz für sie hat, es gut mit ihr meint.

Man spricht so viel vom Undank der Leute. — Sind wir denn alleammt mit all' unserer Bildung und Erziehung immer so überaus dankbar gegen Gott und Menschen? Und Vieles von dem, wofür wir feurigen Dank beanspruchen, ist am Ende doch nur, wenn wir ehrlich sein wollen, ein einfaches Menschenrecht, das wir gewähren müssen. Die Zeiten sind doch vorbei für immer, in denen die Dienstboten als Menschen galten, die einer niederen Klasse von Geschöpfen zugemessen werden konnten. Und es wird, — auch jetzt noch, in unserer Zeit der Verhegung, — mit dem Undank nicht immer gar so arg bestellt sein, und auch heute noch wird stellenweise zu Recht bestehen: „Wie man in den Wald ruft, so schallt's wieder heraus“; und ganz geltungslos ist das Wort auch im Jahre 1891 nicht, und wird's nie werden bis an's Ende der Tage: „Wer Liebe säet, wird Liebe ernten.“ Auch jetzt noch sind die Zeiten in Stadt und Land nicht ganz vergangen, in denen das Dienstmädchen, das bei uns einmal gedient hat, sich freut, wenn sie uns auf der Straße begegnet und herüberreißt, um uns die Hand zu reichen, oder uns im Hause ansucht und sich nach der Herrschaft und den Kindern erkundigt, und es weint doch auch noch heute manches Mädchen, wenn sie der Herrschaft Bienen jagt. Manche geht freilich auch davon und schlägt die Thür lachend hinter sich zu, und die Herrschaft macht drei Kreuze hinter ihr her; aber, — es ist nicht immer ihre Schuld allein, daß sie im Laufe der Jahre und im Wechsel der Herrschaft so geworden. Es liegt auch eine Gesamtschuld auf der Gesellschaft, die der Einzelne oft büßen muß, ohne ihre Folgen mit seinem bischen guten Willen aufheben zu können.

Kadbrud verboten.

### Der neue Herr.

Stoßseufzer eines alten Herrn.

Von H. von Kahlenberg.



amals, wenn ich vom Dienst zurückkam und mich zu einem gemüthlichen Blaudeckstüchlein neben sie auf das Sopha legte, fragte sie wohl freundlich: „Warum steckst Du Dir denn keine Cigarre an, liebes Männchen?“

„Aber in Deinem Zimmer, Herz! Ein Konstrum von Rücksichtslosigkeit bin ich nicht. Die guten Gardinen, die hellen Bezüge...“



„Das schadet nichts. Deine Bequemlichkeit ist die Hauptsache in Deinem Hause. Wenn Du Dich behaglich fühlst, was frage ich dann nach Gardinen und Ueberzügen. Ich hole Dir eine Cigarre.“

„Aber, Liebchen, diese Grobmann! Du überwältigst mich.“ „Ich gehöre nicht zu den Frauen die ihre Männer in ihrem eigenen Hause tyrannisiren. Du sollst thun, was Dir gefällt. Jetzt rauchst Du, sonst werde ich böse.“

„Lud sie bist mir selbst mit den weißen Zähnen die Spitze ab und reichste mir die Schwefelholz, — aber ich nahm sie nicht.“ „Da... o, jetzt soll ich sie Dir wohl auch noch anrauchen, Du Faulpelz! Ob je eine Frau ihren Mann so verwöhnt hat. Sage erst 'nie', dann 'thu' ich's.“

„Nie und nimmer. Ich schwör's beim Stuy. Du bist die beste, engelhafteste kleine Frau im Universum.“ „Oder ich trat des Mittags erwartungsvoll zehn Minuten zu früh in's Wohnzimmer.“

„Was giebt's denn heute, kleine Frau? es duftet gar so verlockend.“ „Schweinebraten und Kartoffelköße, Dein Lieblingsgericht.“ „Du bist wirklich zu rührend. Trop der Wäcke.“

„Die kleine Wäcke! Du sollst doch haben, was Du gerne isst.“ „Engel! Und ich weiß, Du magst die Kartoffelköße nicht 'mal.“

„Das schadet nichts. Du bist die Hauptperson. Natürlich richtet sich der Haushalt nach Dir. Du bist doch der Herr.“ „Ich hätte unsere Auguste umarmen können, als ich zum ersten Male von ihren bärtigen Lippen vernahm: „Karl! Karl! der Herr ruft nach den Stiefeln —“ Der Herr! Schöner, erhebender Titel! Bis dahin war ich immer der Lieutenant oder der Herr von So und So oder der Herr mit dem schönen Schnurrbart (als solcher hatte ich zuerst in Heringsdorf trotz des Civils Eindruck auf Elschen's Herz gemacht). Aber jetzt „der Herr“ kurzweg, ohne Adjectiv. Wie stolz das klingt! Ich fühlte mich dem lieben Gott entschieden um mehrere Grade näher gerückt und hätte den Titel nicht für den eines kommandirenden Generals eingetauscht.“

„Das ist ja Alles soweit recht schön,“ pflegte dann mein guter Freund, der Affessor Klein, zu sagen. „Genieße Deine Herrlichkeit, so lange sie dauert. Du hast dann wenigstens nachher die angenehme Erinnerung.“

„Nachher? Wieso?“ „Na, wenn der neue Herr erst da ist...“

„Neuer Herr! Sage lieber mein Unterthan. Bin ich dann nicht erst recht König in meinem Reiche, wenn so ein kleines hüßliches Wesen mehr.“

„Kleines, hüßliches Wesen!“ Der Affessor lächelte sardonisch. „Na, ich will nichts verrathen, aber besennde Dich bei Zeiten mit dem Gedanken abzudanken, alter Herr.“

„Ich hätte den boshaften Schuhu am liebsten zur Thür hinausgeworfen.“

„Alter Herr!“ Wahrhaftig, das riecht so nach altem Leder, alten Kleidern, alten — ein unangenehmer, modriger Geruch. Man denkt dabei an Rheumatismus und a. D. sein und freche, junge Kerls, die nicht darauf hören, was der „alte Herr“ schwätzt.

„Neuer Herr! Väterlich! Ich komme mir so baumstark und riesenlang vor wie nie. Denn da ist eines Tages ein winziges, rosiges Etwas bei uns aufgetaucht mit einem Mündchen so klein wie ein Fennigstück und Händchen, die meinen Finger nicht umklammern können.“

„Und wie ich im ehrfürchtigen Staunen das Gotteswunder betrachte, da verzicht sich das Mündchen, die kleine Brust hebt und senkt sich.“

„Es lebt, es weint!“ Wir lauschen Beide in athemlosem, seligem Entzücken, — Gott grüße dich, du kleines, neues Menschenkind!

„Das war der Regierungsantritt Seiner Majestät Hans des Zweiten. Und wo ist Hans der Erste? Auguste weiß es nicht. Sie ist natürlich sofort mit fliegender Fahne zu dem neuen Herrn übergegangen; so sind die Weiber, Schwiegermütter, Schwägerinnen, Waisfrauen: Alles dieselbe Sorte.“

„Nur flüchtig erinnert sie sich noch von Zeit zu Zeit meiner Existenz, eines gewissen, lästigen Individuums, das rüchichtslofer Weise auch essen und trinken will. Sonst dreht sich ihr ganzes Simen und Thun um ihn und seine Bedürfnisse, und Auguste war mir doch einst hold gesinnt — einst! Und Karl, der Getreue?“

„Ich merke es wohl, es besteht sogar zwischen meinem Burchen und ihm ein geheimes Verhältnis. Oft muß ich erst durch das ganze Haus brüllen, ehe er zum Vorklein kommt.“

„Wo, zum T... , stehen Sie denn jetzt immer, Mensch?“ „Und unter Stocken und Würgen stellt sich's heraus, daß Er gerade spazieren fahren wollte und Karl absolut den Wagen die Treppe hinuntertragen mußte. Und —“

„Aber das hält Sie doch keine halbe Stunde auf,“ schmaube ich.

„Ja, aber, und die gnä' Frau meinte, er schrie so sehr und, wenn er die blauen Knöpfe sieht, dann packt er danach, und das freut ihn, dann ist er immer gleich still, sowie ich komme.“ Karls ganzes Gesicht strahlt vor freudigem Stolz über sein Beruhigungs-Talent. Auch du, mein Brutus?

„Und meine Frau? Sie kommt eben herein, sehr eilig, die braunen Augen blinkend suchend und unruhig an mir vorüber.“

„Elschen?“ „Ach so, Hans, Du bist's.“ Ein ganz kurzer, lieber Blick, und sie fängt an, im Wäschebrant zu framen. „Nicht wahr, Du nimmst's nicht übel, daß ich den Wagen in Dein Zimmer gefetzt habe. Es war das einzige warme im Haus, und Dir mach's nichts aus, wenn Du Deine Cigarre eben hier rauchst, nicht wahr? Er kann den Rauch nicht vertragen. Es ist wohl ein bisschen last hier?“

„Riemlich.“ Der Salon war seit vier Wochen nicht geheizt. „Armes Männchen! Aber Du siehst doch selbst ein, daß Er...“

„Gewiß, gewiß. Sage 'mal, essen wir bald, traute Frau?“ „Bist Du schon hungrig?“

„Riemlich!“ „Gutes Männchen! Gedulde Dich nur noch ein Viertelstündchen. Denke Dir, Er will heute gar nicht einschlagen. Ich mache ihm eben erst noch ein Fläschchen zurecht. Dann kommt Du an die Reihe, Liebster.“

Ein flüchtiger Kuß, und schnell entwindet sie sich mir: „Er wartet. Ich habe jetzt wirklich keine Zeit, sonst wird Er ungnädig. Du bist ja mein gutes, verständiges Männchen.“

„Das gute, verständige Männchen versucht den mittlerweile ausgegangenen Cigarrenstummel wieder anzufassen, friert

weiter; sieht nach der Uhr und fühlt plötzlich, natürlich nur ganz objectiv, lebhaftes Sympathien für Napoleon auf St. Helena. Kaiser a. D. das muß fatal sein, aber so'n Pöschchen als guter, verständiger Prince Consort neben einer Königin-Mutter und einer minorennen Majestät wäre auch nichts Geheimes für ihn gewesen. Ueberhaupt...“

„Ich war sehr hungrig, und wer weiß, auf was für hochverrätherische Gedankenschwüre ich noch verfallen, wäre nicht in diesem Augenblicke Elschen wieder eingetreten, den Finger an der Lippe:“

„So, nun können wir auch essen. Er schlafte. Aber nicht wahr, Du trittst ganz leise auf, wenn wir durch Sein Zimmer gehen. Er ist so nervös, so außerordentlich zart besaitet. Das kleinste Geräusch stört ihn...“

„Ich wage also nur, einen scheuen Blick auf den Wagen zu werfen, hinter dessen purpurnen Vorhängen Er schlummert, während ich mich schlangenartig zwischen den Füßen und Stühlen hindurchwinde.“

„Ueberall liegen seine Attribute verstreut, sogar auf dem Schreibtische steht neben dem Tintenfaß eine halbgeseerte Milchflasche. Auf den Zehenspigen, mit klopfendem Herzen, schleiche ich wie ein scheuer Eindringling vorüber. Gott sei Dank! Er regt sich nicht.“

„Kartoffelköße und Schweinebraten giebt es jetzt sehr selten. Siehst Du, Männchen, es ist so schrecklich viel zu thun in der Küche. Sein Bäckerchen, seine Fläschchen, seine tausend kleinen Säckelchen. Er hält das ganze Haus in Athem. Du kommst wirklich dabei ein bisschen schlecht weg, aber nicht wahr, Du siehst doch selbst ein...“

„Gewiß, gewiß. Und die Freude, wenn er Dich mir 'mal einen Augenblick überläßt, ist dann um so größer.“

„Dast Du gemerkt, wie reizend seine Härchen wachsen? Du hast ganz keine Augen, und sein Näschen wird genau so wie Deine Nase. Er ist wirklich ein selten hübsches, kleines Kind und so klug. Es ist einfach unglaublich. Denke Dir, daß er, — hoch!“

„A-äh — ä-äh — ä-äh!“ erschallt 'es aus dem Nebenzimmer in langgezogenen, durchdringenden Tönen. Sie läßt sofort Messer und Gabel sinken: „Nun weint er schon wieder, das arme Engelenchen. Was ihm nur fehlen mag. Hör doch nur!“

„Aber Frauchen, laß ihn schreien, das schadet ihm nichts.“ „Er war schon den ganzen Morgen so unruhig,“ murmelt sie, die Augen immer auf die Thür gerichtet. „Vorhin wollte er gar nicht einschlafen. Wenn er nur nicht krank ist. Auguste meinte auch...“

„Wie ängstlich Du immer gleich bist, liebes Herz. Der Doctor schwor doch noch gestern, er wäre kerngesund.“

„Ach, der Doctor! Was wißt Ihr Männer von kleinen Kindern! Wie ein Stück Holz fahst er ihn immer an, Auguste und ich ärgern uns jedes Mal darüber. Er zerbricht ihm nächstens noch etwas. Auf den Doctor gebe ich gar nichts.“

„Er sieht doch sonst in dem Ruße, seine Sache ziemlich gut zu verstehen.“ erlaube ich mir zu bemerken.

„Ja, Schneiden und Glieder-Abhaben, das mag er verstehen. Mein Kind versteht er jedenfalls nicht. Wenn ihm nichts fehlte, würde er auch nicht klagen.“

„A-äh! A-äh!“ lagert er nebenan wieder los, diesmal im kategorischen Imperativ, fast bellend. „A-äh! — Hör' doch nur. Ist es nicht herzbrechend?“

„Ich würde eher sagen ohrenzerreißend,“ bemerke ich mit einer bezeichnenden Handbewegung gegen mein gemartertes linkes Ohr.

Sie richtet sich auf, jeder Zoll die beleidigte Königin-Mutter.

„Aber Hans, wie kannst Du nur so egoistisch sein und an Deine Bequemlichkeit denken, während er leidet. So seid Ihr Männer immer, Egoisten durch und durch. Wenn so ein unglückliches Wündchen nicht seine Mutter hätte, Du liebst es sich ruhig todweinen.“

„Ich bin fest überzeugt, das ewige Schreien ist weiter nichts wie Trost von ihm,“ beharre ich verstockt.

„Trop! Ewiges Schreien! Er ist das artigste, rüchichts-vollste Kind, was ich je gesehen habe. Du hörst ihn doch überhaupt nie. Wann hört er Dich je?...“ Nur das zarte Geschlecht findet die Courage, so gewagte Behauptungen mit so imponirender Sicherheit dem sogenannten starken Geschlecht in's Angesicht zu schleudern.

„Ich habe ihn nie tropig gefunden. Er weint nur, wenn ihm wirklich etwas fehlt.“

„A-äh — ä-äh — ä-äh,“ brüllt er zum dritten Male mit vor Wuth halb erstirter Stimme.

Sie rückt auf ihrem Stuhle hin und her. „Ich halte es nicht mehr aus, Hans. Er kann Krämpfe bekommen. Laß mich gehen.“

„Aber liebes Frauchen. Das Essen ist doch die einzige Zeit, in der ich Dich einmal für mich habe. Ich freue mich immer den ganzen Tag darauf, und Du hast mir doch versprochen, daß die halbe Stunde mir ganz allein und ungestört gehöre. Uebrigens ist doch auch Auguste da.“

„Auguste ist in der Küche. Die kann jetzt nicht zu ihm. Siehst Du, Männchen, es thut mir ja auch selbst leid, aber das mußt Du doch einsehen, daß Er das erste Recht hat. Das kleine hüßliche Geschöpfchen kann sich doch nicht selbst bejorgen. Wozu hat er denn eine Mutter?“

„Wozu habe ich denn eine Frau?“ „Komm! sei vernünftig, Hans! Du bist doch kein Baby mehr.“

„Weiß“ bettle ich demüthig. Es wird Alles kalt, und ich muß gleich nach Tisch wieder weg. „Weiß hier, Elschen.“

„A-äh! A-äh!“ ertönt der Gegenbefehl Seiner Majestät aus dem Nebenzimmer. Einen Moment lämpft sie, dann steht sie auf: „Ich komme gleich wieder. Sei nicht böse, Liebster.“

Einjam launend läge ich da und lausche. Sie scheint sehr ungnädig von ihm empfangen worden zu sein. Er brüllt jetzt, daß die Leute unter dem Fenster stehen bleiben. Ich fühle allmähig ein bedenkliches Juden in der rechten Hand und eine steigende Hitze im Kopfe. Na warte, Bürschchen, wenn Du erst prügelst bist! Ich werde dich...“

„Mein goldnes Fuderpüppchen! Mein armes Männchen. Mein süßer Liebling,“ röstet sie mittlerweile unerträglich. „Bist Du denn krank? Ist denn die böse Mama nicht gleich zu Dir gekommen, hat sie Dich ganz allein gelassen? Ja, ja, mein Mäuschen. Wir sind gar nicht unartig. Wir sind ein ganz artiges, stilles, kleines Kind. Siehst Du, jetzt lacht es schon wieder. Hans, es ist wirklich zu süß. Sieh ihn doch nur.“

„Pui über Dich, alter Hans! Ist das Männerstolz vor Königsthronen? Schäm Dich!“

Ein serviles Lächeln auf den Lippen, kriech ich heran, das halbvollendete Mittagessen und alle Flügelgedanken im Stiche lassend. Da liegt er auf ihrem Arm, kreuzfidel, und kräht laut auf vor Lust bei meinem Anblick.

„Sieh nur, wie er sich freut!“ Meines Hösling's Brust schwellt jemals höher bei dem Lächeln des Monarchen. „Wie gut er Dich schon kennt. Sage 'mal Pa-pa, Puff!“

„Pa-pa,“ lallt er und fährt mir mit beiden Fäustchen in den Bart.

Mich am Bart zu zupfen, ist selbst Elschen nicht gestattet, bei einem gewöhnlichen Sterblichen wäre es mir Grund, mich mit ihm zu schießen. Er zauft und zerrt in souveräner Nichtachtung, nach Herzenslust in dem edlen Gewächs herum, und ich lächle geschmeichelt und schneide die närrischsten Fragen, um ihn zum Lachen zu bringen. Mit echt königlicher Unverfrorenheit parirt er mir immer wieder in's Gesicht, und ich strahle vor Stolz über die Auszeichnung und bin der lächerlichste, allerdevoteste Hampelmann, bis Majestät plötzlich blinzeln die Augen schließt:

„Du bist entlassen, Hofnar!“ — Heute fand mich mein Freund, der Affessor, auf allen Bieren an der Erde hockend und die verzweigungsvollsten Bodsprünge machend. Auf meinem Rücken thronte der Schlingel, die Peitsche in der Hand.

„Der Papa ist gar kein Papa mehr,“ erklärt er, „Dunkel, der ist jetzt mein Pferd und kriegt Heu zu fressen. Und wenn er nicht läuft, haue ich ihn. Hü! hoi, hü! hoi!“



Nachdruck verboten.

Die Schmollenden. Von Karl Emil Mücke. Siehe die Abbildung, Seite 157. — Die alte Jantje gilt als die größte Klatschschwefter im Fischerdorf. Immerfort hat sie zu schwätzen, — und meint sie es auch am Ende gar nicht so böse, Etwas von ihrem Geschwätz bleibt doch hie und da hängen, wird weitergetragen von Mund zu Mund, wird auch geglaubt, — und da giebt es denn immer ein wenig böses Mut... So war's auch bei der Düwede. Die junge Düwede ist erst seit einem halben Jahre verheirathet, und zwar mit einem sehr schmutzen und ansehnlichen Burchen, einem ganz prächtigen Kerl, dem Christoph Bevel, einzigem Sohne des Hundernkönigs, also benamset wegen seines sprichwörtlich gewordenen Glückes beim Flandernfange. Kommt da die alte Jantje eines schönen Tages zur Düwede, dreht mit der Schürze und sagt so recht boshaft und mit halbem Lächeln um den zahnelosen Mund: „Düwede“, sagt sie, „wo hat denn der Christoph gestern Abend gesteckt?“ — „Wo soll er gesteckt haben, Mutter Jantje, auf See war er, — bis heute Morgen um Drei!“ — „So, so, — ei, ei, Düwede, ich würde doch die Augen ein bisschen weiter aufmachen, — ja, ja.“ — „Wie so? Wollt Ihr wieder 'mal klatschen, Jantje?“ — „Klatschen? — Bewahr' mich der Himmel, — aber man sieht doch so Manches, wenn man um Mitternacht noch einmal durch's Dorf geht, 'mal hierher schaut und 'mal dorthin, — und wenn man hört, daß in der Schenke noch Tanzmusik ist, — ei, ei...“ — „Geh weiter, Jantje, ich glaub' es Euch doch nicht, wenn Ihr mir auch erzählen wölltet, daß der Christel gestern Nacht im Wirthshaus gewesen wäre!“ — „Braucht ja nicht zuzuhören, junge Frau, — ich will auch nicht klatschen, ich behalt's lieber bei mir, — werd's keinem Menschen sagen, mit wem ich den Christel habe tanzen sehen, — juchhei, immer im Kreise 'rum!“ — Da quitt die Düwede in die Höh, die Eifersucht regt sich in ihr. „Mit wem, Jantje? — aber lügt nicht!“ — Und die alte Jantje schmunzelt und nickt mit dem grauen Kopfe. „Mit wem? — Ei, mit wem denn sonst, als mit Schön-Kuning, die den Christel vor zwei Jahren mit 'nem Korb heimgeschickt hat! Hat's vielleicht wieder gut machen wollen, die Thorheit von damals, — aber, bei meiner Seligkeit, Düwede, sprecht Euerm Mann nicht davon, — ich will nichts gesagt haben, gar nichts...“ — Und Jantje humpelt davon. Wer nun gern wissen will, wie die Düwede die Mittheilung der Mutter Klatschbase aufgefaßt hat, der schlage eine Seite zurück und schaue sich die Gesichter der kleinen Fischersfrau und ihres Herzallerliebsten auf dem Mücke'schen Bilde an. Da steht's geschrieben.



Nachdruck verboten.

Die Kürbisse und ihre Behandlung für decorative Zwecke. — Die Kürbisse sind jetzt reif. In den meisten Gärten werden zwar nur die großfrüchtigen Sorten von oft riesigen Formen gezogen, die uns durch ihr Fleisch praktischen Nutzen gewähren; hier und dort verwendet man aber auch die Zierkürbisse zur Bekleidung von Mauern, Lauben und Bogengängen, wozu sie durch ihr schnelles Wachsthum und ihre Saubfülle prächtig geeignet sind. Sie bringen namentlich im Herbst einen malerischen Eindruck hervor, wenn zwischen den langen, flatternden Ranken und der schönen, äppigen Belaubung zahlreiche Früchte niederhängen, von einer Mannigfaltigkeit der Farben und Formen, die jeder Beschreibung spottet. Kleine, goldige, den Apfelsinen ähnliche Kürbisse wechseln mit den größeren, buntsfarbigen Früchten des Lürkenbundes oder mit weißen, röhlichen, dunkelgrünen, oft gestreiften, marmorirten und geringelten Kürbissen. Meist sind sie glatt und glänzend, bisweilen auch mit Warzen bedeckt oder mit Stacheln versehen, kurz sie wissen auf alle Weise unser Interesse zu fesseln und zeigen infolge langjähriger Culturen und zahlreicher Spielarten einen wunderbaren Reichthum der verschiedensten, oft eigenthümlich geformten Früchte. Bald gleichen sie an Gestalt und Größe einem Ei, bald einer Wallnuß, einem Apfel oder einer Birne; andere Kürbisse nehmen sogar die Formen von Flaschen, Keulen, Streikolben, Bischofsmützen, Pulverhörnern an. In ihrer tropischen Heimat werden sie mit einer holzigen Rinde versehenen Früchte des Flaschenkürbis (Cucurbita lagenaria), die sogenannten Kalabassen, zu mancherlei häuslichem Gebrauche benutzt; ausgehöhlt, oft auch gefällig verziert, finden sie dort, wie auch schon in den südlichen Ländern Europa's, als Flaschen, Schüsseln, Töpfe mannigfache Verwendung. Bei uns sind die interessantesten Früchte besonders als Wand-Decoration beliebt, und geschickte Hände wissen sie auf sehr verschiedene Weise in kleine Kunstwerke zu verwandeln. Bevor man die selbstgezogenen



Früchte aber zu einem solchen Zwecke benutzen kann, ist ein sorgfältiges und vorzügliches Trocknen erforderlich. Die Kürbisse, welche am besten erst dann abzunehmen sind, wenn der Frost die Blätter zerdrückt hat, werden sorgfältig durch Abschaben von der äußeren Haut befreit und zur Nachreife einige Wochen in einem warmen Raume frei aufgehängt; auch lassen sie sich auf einem mit feinem Sande bestreuten Brett oder Blech in der Nähe des Ofens oder im Sonnenlichte trocknen, wobei es rathsam ist, ihre Lage häufig zu verändern. Dadurch wird die Schale hart und das Innere der Früchte weicht so zusammen, daß keine Fäulniß eintreten kann. Die Kerne, die sich nun von dem ausgedörrten Gewebe gelöst haben, lassen sich leicht entfernen, wenn man am Stielende ein kleines, rundes Loch schneidet. Sie fallen dann meist beim Schütteln ohne Mühe heraus; die zurückbleibenden können mit einiger Geschicklichkeit mittelst einer feinen Drahtschlinge herausgezogen werden. — Für größere Früchte ist jedoch ein Zerhacken unbedingt notwendig, wenn die Aufbewahrung von Dauer sein soll, ebenso für die Herstellung von kleinen Schalen und Bechern, wozu sich namentlich der Eier- und Birnen-Kürbis vorzüglich eignet. Zum Durchschneiden der harten Schale leistet die Laubsäge die besten Dienste, weil beim Gebrauch eines Messers leicht Seitenbrüche entstehen. Dann werden mit einem blechernen Schüssel vorsichtig alle weichen Fleischtheile entfernt, bei geriefen oder gelebten Kürbissen ist auch wohl noch Nachhilfe mit einem Hohl- oder Vöfselfohrer erforderlich. Vor Allem kommt es nun darauf an, beim Eintrocknen die natürliche runde Form zu erhalten. Zu dem Zweck füllt man die ausgehöhlten Schalen über entsprechend große Gefäße und stellt sie in einem warmen Raume so auf, daß die Luft überall Zutritt findet; daher sind leere Blumentöpfe, die mit dem Abzugloch nach oben auf zwei Leisten stehen, vortheilhaft zu verwenden. Schon nach einigen Tagen werden die Schalen, die nun hübsch gerundet bleiben, hart wie Holz. Falls die kleinen, becherförmigen Gefäße unten nicht breit genug sein sollten, um fest zu stehen, kann man ihnen eine zierliche Unterlage geben, die aus dem Holze einer Cigarrenkiste kreisförmig mit der Laubsäge herausgeschnitten und mit Leim befestigt wird. Derartige Becher gewahren, mit Moos und künstlichen oder getrockneten Blumen gefüllt, einen sehr hübschen Anblick.

Die Ausschmückung der Kürbisse kann in der verschiedensten Weise geschehen, durch den Pinsel, die Zeichenseife, den Brandstift, den Gaisfuß, und gestaltet dem Geschmack, der Laune wie dem künstlerischen Können einen weiten Spielraum. In Delfarben gemalte Blumen bilden eine sehr beliebte Verzierung; doch können auch die verschiedensten anderen Motive, namentlich Ornamente, gewählt werden. Die Anrisse derselben sind entweder mit Tusche und der Feder aufzutragen oder mit dem Gaisfuß einzuritzen; in letzterem Falle muß man den Kürbis vorher gut einölen, um das Schneiden zu erleichtern. Zur Fällung der Ornamente können alle Farben verwendet werden; doch sind namentlich Roth und Dunkelblau oder Goldoder und Englischroth sehr geeignete Zusammenstellungen; auch lassen sich durch die Anwendung von Goldschöne Effecte erzielen. Die Holzbrand-Verzierungen treten besonders wirksam hervor, wenn sie durch leichte Malerei unterstützt und gehoben werden, was sowohl durch Aquarell wie durch Delfarben erfolgen kann. Nur muß man sich vor zu starkem Auftrag hüten und namentlich die Delfarben nur mit Terpentin und Siccativ verdünnt anwenden. Nach vollendeter Arbeit verleiht ein Leberzug von vernis français den Farben Dauer und Frische. Sind die Pilgerflaschen mit einem Holzstöpsel versehen, so muß derselbe natürlich eine entsprechende Lösung erhalten oder auch bronziert werden, ebenso der Unterfuß von kleinen Bechern. Zum Aufhängen der Flaschen kann man passendes Band, Schnur oder auch einen Lederriemen benutzen und ihnen durch Schlingen, Schleifen, Quasten einen zierlichen Ausputz verleihen.

Zum Schluß nur noch wenige Worte über die Zucht der Pflanze, die wohl verdient, allen Gartenbesitzern warm empfohlen zu werden, da die Cultur keine Schwierigkeit bietet und viel Vergnügen gewährt. Guten Samen erhält man in allen größeren Samengeschäften, namentlich auch in reichlicher Auswahl, sowie gemischt, durch J. G. Schmidt in Erfurt. Um schöne Pflanzen und frühzeitig Früchte zu erzielen, legt man die Kerne schon Ende April einzeln in kleine Töpfe in ein Gemisch von Mistbeeterde, Sägespänen und etwas Sand. Sie gedeihen besonders gut in feuchter Luft, wenn ihnen reichlich Licht und Sonnenchein zu Theil wird. Das Anpflanzen darf nie vor Ende Mai stattfinden. Nach dem Anwachsen bleibt reichliches Gießen, auch mit Düngwasser, die Hauptsache; dann werden uns die Pflanzen durch ihr schnelles Wachsthum, ihre schöne Belaubung, die ansehnlichen gelben oder weißen duftenden Blüthen erfreuen und besonders auch die interessanten Früchte zur Reife gelangen.



Nachdruck verboten.

### Unsere Gesellschaftessen.

#### I. Reiches Abendessen für October.

##### Speisenfolge:

- Kraftbrühe in Tassen.
- Rebhühner-Röhrchen.
- Steinbutt mit Sauce Récamier.
- Schwarzwurzel. Escaloppes.
- Rehraten. Krautsalat. Apfelcompot.
- Dauphin.
- Käsestangen. — Nachtisch.

#### A. Recepte für das Gesellschaftessen.

1. Rebhühner-Röhrchen. Die Röhrchen, welche mit Rebhühner-Purée gefüllt werden, bereitet man aus Blätterteig auf bekannte Weise und braucht dazu kleine hölzerne oder blecherne Röllchen, die 12 Cent. Länge und 2 Cent. Durchmesser haben, am unteren Ende aber einige Millimeter spitzer zulaufen. Man bestreicht die Röllchen mit Butter, rollt den Blätterteig messerrückenwärts aus und schneidet ihn in 20 Cent. lange, 1/2 Cent. breite Streifen. Mit diesen umwickelt man die Röllchen so, daß das schmalere Ende dicht mit Blätterteig bedeckt, nach dem Backen das Röhrchen also dort geschlossen ist, während am anderen Ende das Röllchen aus dem Teig heraussehen muß. Man bestreicht die Röhren mit Ei, bäckt sie im heißen Ofen gar und zieht die Röllchen dann vorsichtig heraus. Inzwischen bereitet man das Rebhühner-Purée, indem man die Feldhühner nach dem Dressiren und Spicken in Butter sichtig brät, das Fleisch abläßt, fein stößt und dann mit dem Braten, einigen Eßlöffeln Fleischbrühe, einem Glas Madeira und einigen gewiegten Trüffeln, die man vorher gar gedämpft, zu

einem dicken Brei erhitzt, diesen durch ein Sieb streicht und mit einem kleinen Vöfselföhrchen heiß in die heißen Röhrchen füllt. Die Rebhühner-Röhrchen sind von vortrefflichem Geschmack; sie können auch bei großen Mittagessen als feines Eingangsgericht servirt werden.

2. Steinbutt mit Sauce Récamier. Man kocht einen großen Steinbutt ganz in einem Steinbuttfessel, in Kochwein mit feinen Kräutern und Gewürz, hebt ihn vorsichtig heraus, legt ihn, mit der weißen Seite nach oben, auf eine erwärmte Schüssel und garnirt ihn mit Krauser Petersilie. Inzwischen muß die Sauce Récamier, eine der feinsten und wohlgeschmecktesten Fischsaucen, fertig sein, denn jedes Stehen läßt Steinbutt sowohl wie Sauce den feinsten Geschmack einbüßen. Man braucht zur Sauce 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe, die man von der Kraftbrühe zurückbehält, 1 Liter guten Rheinwein, 1 Glas Schaumwein und 10 Eidotter. Man quirlt dies gut durcheinander, schlägt es im Wasserbade förmig glatt und glänzend, nimmt die Sauce, sowie dies erreicht, heraus, rührt sie noch einige Augenblicke, vermischt sie dann schnell mit 100 Gr. Sahnenbutter, fügt Salz und etwas Citronensaft hinzu und giebt sie mit dem angerichteten Fisch zur Tafel.

3. Escaloppes. Aus einer schönen, gut abgelegenen Kalbsleute schneidet man gleichmäßig große, runde Scheiben, die höchstens zwei Cent. dick sein dürfen. Man schlägt sie mit dem Cotelettenmesser flach, bestreut sie mit Salz und wenig Pfeffer und brät sie in heißgemachter Butter unter fleißigem Wenden softig, was in einigen Minuten der Fall ist; ein längeres Braten läßt sie trocken werden. Anstatt die Schnittchen zu braten, kann man sie auch dämpfen; hierbei erhitzt man sie ebenfalls in heißer Butter, damit die Fleischporen sich schließen und der Saft erhalten bleibt, gießt dann die Butter ab, fügt etwas Bouillon und feine Kräuter hinzu und dämpft die Escaloppes zehn Minuten. Man richtet sie französisch, so daß eine Fleischschicht zum Theil auf der anderen liegt, an, und füllt in die Mitte das Schwarzwurzel-Gemüse.

4. Dauphin. Man rührt 125 Gr. Butter, ebensoviel Zucker, Saft und Schale einer Citrone und neun Eidotter unter stetem Rühren auf gelindem Feuer zu einem dicken Brei, den man sofort anschlütet und bis zum Erstalten schlägt. Dann wird der steife Eier Schnee unter die Masse gerührt, diese in eine glatte, vorbereitete Form gefüllt und lichtbraun gebacken. Man läßt die Mehlspeise in der Form auskühlen, stürzt sie und schneidet sie nun in Scheiben, die man mit Apricotien-Marmelade bestreicht, wieder zu ihrer ursprünglichen Form zusammensetzt und alsdann die Speise mit Eier Schnee bestreicht, der mit Vanillezucker und Maraschino-Vineur gewürzt wurde. Man läßt den Leberzug im Ofen etwas trocknen und servirt eine Weinschaum-Sauce dazu. — Die Kuchenmasse kann man sehr gut am Tage vor dem Gebrauch backen; sie läßt sich dann besser schneiden, ohne zu zerbröckeln.

#### B. Restverwendungen.

1. Die Kraftbrühe wird mit siedendem Wasser verdünnt und der Rest des Schwarzwurzelgemüses in ihr vercocht. Inzwischen wiegt man die übrig gebliebenen Escaloppes fein, vermischt sie mit zwei der vom Leberzug des Dauphin vorhandenen 6 Eigelb, einigen Eßlöffeln Sahne, Pfeffer, Salz, Muskatnuß und geriebener Semmel und formt kleine Röllchen von der Masse. Die Suppe streicht man durch ein Sieb, seigt 8 Gr. Liebig's Fleischextract zu, kocht die Röllchen in der Suppe einige Minuten und erhält so eine treffliche Schwarzwurzel-Suppe.

2. Ragout auf Feinschmederart bereitet man aus den übrigen Geflügelröhrchen und dem verschiedenen Suppenfleisch der Kraftbrühe auf folgende Weise: Man kocht zwei Kalbsmilche und schneidet sie, sowie das saftigste Fleisch der Suppe (die trockenen Stücke kann man fein wiegen und aus ihnen noch ein Hackee für den gewöhnlichen Tisch herstellen) in Würfel oder Scheiben. Man erhitzt diese nebst einigen Champignons in einer dicken, braunen Kraftsauce, die man aus brauner Mehlschwitze, Fleischextract-Bouillon, Madeira und China Soja bereitet, füllt das Ragout in eine hinreichend große Schüssel und theilt diese durch die in der warmen Ofenhitze erhitzten Rebhühner-Röhrchen kreuzförmig in vier Theile. Man garnirt diese Abtheilungen verschieden und zwar die eine mit geriebenem Eigelb und gehacktem Eiweiß, die zweite mit Streifen von Pöfelzunge und Perlwibeln, die dritte mit gerösteten Goldwürfeln und kleinen weißen Champignons und die vierte mit Pilzlingen und Spargelstücken. Man umgiebt die Schüssel nun noch mit einem Kranz kleiner Kartoffelbällchen, die uns übrig gebliebene Kartoffeln und die vier anderen Eigelb des Dauphin-Leberzuges liefern, und erhält so eine vortrefflich munde und verlockend aussehende Schüssel, deren Ursprung aus Resten Niemand ahnen wird.

3. Die Farcespeise wird aus den Ueberbleibseln des Steinbuttes mit seiner Sauce bereitet. Man löst alles Fleisch vorsichtig ab und wiegt es nebst etwas Zunge und einigen Scheibchen Speck sowie mehreren Champignons fein. Dann bereitet man ein Rührrei aus drei Eiern, fügt dies, die leicht im Wasserbade erwärmte Sauce Récamier, sowie Reibbrot, Pfeffer und einige Eßlöffel saure Sahne hinzu und füllt die Masse in eine vorbereitete Puddingform, in der man sie 40 Minuten im Wasserbade kocht. Hierauf stürzt man die Speise, übergießt sie mit zerlassener Butter und giebt Salztartoffeln nebensher.

4. Farcirter Rehrücken. Die Reste eines Rehrückens lassen sich nach der folgenden Anweisung am vortheilhaftesten verwenden, zumal der Braten eine gute Gestalt erhält und sehr wohl auf einer freundschaftlichen kleinen Tafel erscheinen kann. Alles Fleisch, bis auf einen zwei Cent. breiten Rand, wird sauber abgelöst und nebst etwas Speck in sehr kleine Würfel geschnitten. In Butter dämpft man einige gehackte Zwiebeln gelblich, rührt einen Vöffel Mehl, etwas Salz und Pfeffer an, fügt eine Tasse Bouillon hinzu und kocht eine dicke Sauce, in der man die Fleischwürfel erhitzt, mit einigen Eigelb leigt und die Masse nun gleichmäßig fest so auf den Rehrücken streicht, daß er möglichst wieder seine ursprüngliche Form erhält. Man bestreicht die Oberfläche mit Eigelb, bestreut sie mit geriebener Semmel, beträufelt sie mit Butter und seigt den Rücken auf eine Schüssel, die Backhitze vertragen kann. Um den Rand der Schüssel seigt man einen Kranz von Kartoffeln, bäckt ihn, sowie den angehängenen Rücken goldbraun und bereitet inzwischen aus den Resten der Rehraten-Sauce mit brauner Mehlschwitze, einem Glas Weißwein, etwas Fleischextract und gewiegten feinen Kräutern eine braune Kräutersauce, die man zu dem Braten reicht. Wenn noch genügend Krautsalat übrig geblieben, der, kühl gestellt, sich einige Tage recht gut hält, reicht man diesen dazu. Compot paßt nicht dabei.

5. Apfelcompot nebst den Resten des Dauphin giebt die Kabinetspeise. Man schneidet den Dauphin in Würfel, zerleinert auch das Apfelcompot und mischt unter das letztere geriebene Mandeln, gewaschene Rosinen und noch etwas Zucker. Dann schichtet man beides abwechselnd in eine bestrichene Form, bezieht jede Schicht mit einigen Eßlöffeln Weinschaum-Sauce, die man, falls es nöthig ist, noch mit einigen Eigelb und einer Tasse dicken sauren Rahms vermehrt, bestreut die Oberfläche der Speise, deren oberste

Schicht aus Dauphinwürfeln bestehen muß, mit Zucker und bäckt die Kabinetspeise goldbraun. Man giebt sie in ihrer Form, die man mit gefalteter Serviette umlegt, zu Tische und reicht keine Sauce dazu. Luise Götze.

**Kleine Rathschläge.** — Bunte herbliche Blätter als Tafel-Decoration. — Die Farbenpracht des herblichen Laubes bildet gar häufig den Gegenstand poetischer Schilderungen oder den Vorwurf für den Pinsel eines Meisters, — selten aber denkt man daran, sich solcher selbst gesammelter Blätter zur Verzierung der Tafel zu bedienen, während der Schmuck aus Blumen im Verein mit farbigen Blättern, meist Kunstproducten der Gärtnerei, als selbstverständlich gilt. Ein einfaches Vergessen kann hier unmöglich auf die Vergänglichkeith sein, was uns zurückhält, das herbliche, welkende Laub zu verwerthen? Und doch, wie sind sie schön, die Herbstblätter, besonders die tiefen rothen Töne, wie sie der wilde Wein zeigt oder das intensive Gelb der Eichenblätter; dazwischen liegen die mannigfaltigen braunen Schattierungen, in welche sich Grün, Silbergrau und Gelb mischen. Zu den Farben gesellen sich die verschiedensten Formen der Blätter, die wahrlich den Weltreicht mit den Blumen aufnehmen können, man denke nur an das charakteristische Laub der Eiche und Platane, des Ahorns und des Ephens; da sind ferner Kastanie und Buche, Pappel und Nagele, die langen Blätter der Weide, die verschiedenen Farnwedel und gar Vieles, das unerwähnt bleiben muß. Ist schon die Auswahl an sich eine reiche, so kann sie durch ein wenig Geschick noch vermehrt werden. Das eingesammelte Laub, dem man durch Pressen oder Plätten alle Feuchtigkeit entzieht und dauernd eine glatte flache Form giebt, kann mit einigen Pinselstrichen und etwas Goldbronze verziert werden; oft sind es nur die Adern und der Stengel, die man mit Gold überzieht, oft aber nimmt man noch ein wenig Farbe hinzu und bemalt die ganze Fläche. In solcher Weise präparirte Blätter können den ganzen Winter als Schmuck der Tafel dienen, sei es, daß man sie franz. oder gütlandartig ordnet oder über die Fläche streut, sei es, daß man sich ihrer als Tisch- oder Menu-Karten bedient. Eine lebenswürdige Freundin unseres Blattes, der wir für den practischen Hinweis zu besonderem Dank verpflichtet sind, pflegt in dieser Weise täglich den Familientisch zu schmücken, aber auch bei Festlichkeiten verzichtet sie nicht auf einen so überaus wirkungsvollen Rath, der sich überall bietet und zu dem nichts weiter erforderlich ist, als etwas Geschick und guter Geschmack — nicht zu gedenken der großen Ersparniß für die im Winter so theuren frischen Blumen. E. F.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Fragen.

**Sammet.** — Kann man dunkel himmelblau Seidensammet zu Hause auf schwarz färben? Hier ist weit und breit kein Färber. Der Sammet ist zu einem Reißbergzug bestimmt. Womit ist er zu färben, und wie muß man verfahren?

E. J. in Taschkent.

**Rähschule.** — Würde mir wohl eine freundliche Person einen Ort empfehlen, wo sich für die Dauer eine Rähschule, die im Kleidernähen und Zuschneiden, Maßnehmen und Schnittzeichnen Unterricht nach Wiener Methode erteilt, behaupten könnte?

S. . . 3. Wörmeln.

**Klavierlehrerin.** — Wo könnte eine Klavierlehrerin mit vorzüglicher Ausbildung und Empfehlungen hervorragender Musiker geeigneten Wirkungskreis finden?

J. D. in R.

#### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Drumata-Weim (104).** — Ihre Frage nach einem Recept zu Drumata-Weim ist gewiß eine Folge der mannigfachen schlechten Erfahrungen, die Sie, wie viele Andere, mit gelaufener Waare gemacht haben. Während ein guter Kaupenteim unter wechselnden Witterungs-Einflüssen seine Klebkraft lange bewahren und sich leicht streichen lassen muß, entsprechen viele Sorten diesen Anforderungen durchaus nicht; bei warmem Sonnenschein läuft die dunkle Masse am Baume herunter, bei kühlem Wetter klebt sie nicht, und schon nach wenigen Tagen ist alle Klebkraft geschwunden. Eine rühmliche Ausnahme macht der Polborn'sche Kaupenteim, wenn derselbe auf Papierstreifen und nicht auf die Rinde gestrichen wird. Sollte der Weim nach einigen Tagen in's Papier eingedrungen sein, so genügt meist ein zweiter Anstrich für die Dauer der gefährlichen Zeit, in der das flügellose Weibchen des Frostspanners am Stamme emporsteigt, um ihre Eier abzulegen. Wenn Sie aber einen Versuch mit der Selbstbereitung des Drumata-Weims anstellen wollen, so erlaube ich mir, Ihnen ein im Practischen Rathgeber für Obst- und Gemüsebau angegebenes Recept mitzutheilen, wonach der Weim aus 5 Theilen Rüböl, 1 Theil Schweinefett, 1 Theil dicken Terpentin und 1 Theil Kolophonium besteht. Nachdem man Rüböl und Schmalz in einem alten, irdenen Gefäße auf zwei Dritttheile der Masse eingekocht hat, fügt man unter stetem Umrühren Terpentin und Kolophonium, welches man vorher zerlegen ließ, hinzu. Falls der Weim zu dick ist, so kann man ihn durch erwärmtes Rüböl verdünnen, im entgegengesetzten Falle muß man ihn noch einige Zeit einkochen lassen. — Nach einer anderen, von Professor Rehter herrührenden Vorschrift wird Drumata-Weim aus 500 Gramm Kolophonium und 300 Gramm Stearindl oder auch aus 500 Gramm weißem Harz, 300 Gramm Rüböl und 300 Gramm Schweinefett bereitet. F. G., Gartenbesitzer in der Neumarf.

**Ritt für Messerlingen (104).** — Als einen sehr haltbaren Ritt, um Messerlingen im Griffe zu besetzen, kann ich Ihnen folgende Mischung empfehlen. Vier Theile Kolophonium werden mit einem Theile Schwefel zusammengeschmolzen und mit Eisenstäben und Sand oder Ziegelmehl verrührt. Nachdem der Messergriff mit diesem Ritte ausgefüllt worden ist, wird der erwärmte Stiel hineingestoßen. H. B. in Gotha.

**Unangenehmer Fischgeschmack (23).** — Das hiergegen auf Seite 64 vorgeschlagene Mittel, ein Stückchen Holzstiege, hat vielleicht seine Schwierigkeiten für die Hausfrau, die nur Steinkohlen brennt; einfacher und ebenfalls wirksam ist es, den Fisch im vollen Kochen 1—2 Mal durch Zusatz von 1/2 Liter kaltem Wasser zu „schreden“. W. in Mecklenburg.